E·W·BREDT

Das Künstlerbuch von Deutscher Art

HUGO SCHMIDT VERLAG MÜNCHEN

E. W. BREDT

DAS KÜNSTLERBUCH VON DEUTSCHER ART

Neujahrsglückwunsch. Einer der ältesten deutschen Holzschnitte (um 1430)

DAS KÜNSTLERBUCH VON DEUTSCHER ART

HERAUSGEGEBEN VON
E. W. BREDT

ERSTER TEIL UND ZWEITER TEIL
DES JAHRES FESTE
VON NEUJAHR BIS SILVESTER
LIEBESLEUT' UND HOCHZEITER

MIT 85 ABBILDUNGEN

HUGO SCHMIDT VERLAG MÜNCHEN

DER GATTIN WIDME ICH
DIES BUCH, DIE AN DES
HAUSES HALT UND GLÜCK
DEN BESTEN TEIL

Copyright 1925 by Hugo Schmidt Verlag, München
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung des
Textes, vorbehalten.

E. W. BREDT HUGO SCHMIDT

Druck von F. Bruckmann A.G., München

VON NEUJAHR BIS SILVESTER

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
sie essen, sie trinken und zahlen nicht gern.

VORWORT ZUM ERSTEN TEIL

Das Verlangen, unsrer Heimat vielfältige Art zu ergründen, wurde in den letzten Jahrzehnten in allen Kreisen des Volkes so stark wie nie zuvor. —

Männer aus allen Berufen wetteiferten, die Sitten, die uns zu einem großen Volke vereinen und die die einzelnen Gaue und Stämme deutlich kennzeichnen, nach Herkunft, Begrenzung, Verbreitung und tieferer Begründung zu erforschen.

In Büchern und Zeitschriften ist eine Stoffmenge über alle Arten von Gebräuchen der Heimat zusammengetragen worden, die an sich schon ein erhebendes Bekenntnis zur Schönheit und zum Reichtum deutschen Wesens bedeutet.

In großen Städten und kleinsten Ortschaften sind Heimatmuseen entstanden, in die nun Landleute und Städter, Hausfrauen und Lehrer Geräte und Werkzeuge, Werke und Bilder tragen, die besitzlos geworden oder denen Verwerfung drohte.

So wurde lebendiger als in Büchern und Worten die Vorstellung, was und wie treuer deutscher Sinn schuf und Bewährtes bewahrte und wie sehr schlichter Sinn am Werke war, auch die Wege durch Alltag und Mühe irgendwie reicher und schöner zu gestalten.

Und wie viel mehr als in früheren Zeiten öffneten sich im letzten Jahrhundert die Augen unsrer Maler für die Schönheit und Art der heimatlichen Welt, ihren Fluren und Feldern, Wegen und Wäldern, ihren Hütten und Häusern, Dörfern und Städten.

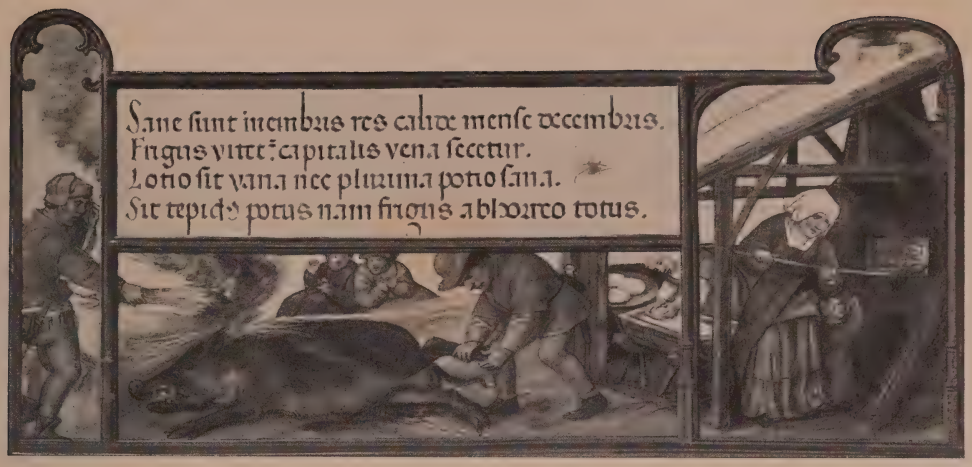
Wer aber täglich in dem Reichtum sich umschauen kann, den unsre Künstler aus allen Schönheiten und Arten der Heimat schon erschaffen haben, der muß bekennen, daß die Kunst noch längst nicht in dem Maße zur Erkenntnis deutscher Art und Sitte allen Augen erschlossen wurde, wie sie es verdiente. Und doch ist gerade die Kunst begabt, in der Erkenntnis Land zu führen, also auch Volkskunde zum Genuß zu machen, gleich edel und wert wie irgend ein Lied, das uns von deutscher Vergangenheit singt.

Wenn alles Lehren eine Kunst, sollte dann nicht der begnadete Künstler der geeignetste sein, nicht nur nach Rom und Hellas, sondern erst mal

Neujahr von Chr. Bärmann

recht gründlich in die Heimat unserer vertrautesten Vorstellungen zu führen? — —
Ich gebe in diesem Buche den Bildern von Künstlern den Hauptteil des Raumes und der Sprache.
Jahrzehnte habe ich für mein Künstlerbuch von deutscher Art gesammelt — ohne nur entfernt zu einem wirklichen Ende gekommen zu sein.
Aber zu warten, bis alles da wäre, was erwünscht wäre zu zeigen, verbietet die Drohung immer noch größerer Verteuerung; und wenn das ganze Werk auf einmal erscheinen würde, käme es nur selten in die Hände jener, für die es bestimmt ist. —
So bahne zunächst dies kleine Buch von Festen des Jahres den anderen Teilen (für die die Bilder schon längst druckfertig vorliegen) den Weg zu den besten Freunden des verarmten Vaterlandes.
So gut ich weiß, was an künstlerischem Material da ist — um so besser weiß ich auch, was hier noch fehlt.
Ein solches Bilderwerk kann nie fertig sein, heute weniger denn je.
Aber der Sinn der Gabe bleibt doch stark und unbegrenzt.
Uns soll es anregen, viel mehr als bisher mit den Augen begnadeter Künstler Volk und Sitte anzuschauen; den Künstlern aber möge es verraten, wie manches Bild deutscher Art uns noch fehlt, das doch ebenso vor dem kritischsten Urteil bestehen könnte, wie irgend ein Gemälde römischer Madonnen oder großen modischen Gepränges. —

★



Schweineschlachten. Kalenderbild aus dem Breviarium Grimani

VON NEUJAHR BIS SILVESTER

Wer je in England oder Frankreich schier festlose Weihnachten verbringen mußte, fühlt erst, wie sehr die Formen, die sich ein Volk für seine Festtage mählich erwählt, mit Land und Art, Sinn und Sehnen innig verwachsen sind.

Und wenn auch manche Fest- und Alltagsgebräuche bei anderen Völkern sehr ähnlich den unsern sind, so zeigt sich doch selbst dann in kleineren Dingen eine wesentlich andere Neigung, Gesinnung und Begabung. Um das recht deutlich zu erkennen, wäre wohl eine vergleichende Nebeneinanderstellung von Bildern ähnlicher Sitten das wirksamste Mittel, jede heimische Art achten zu lernen, die aus eines Landes unveränderlichem Boden, aus des Stammes Sein und Werden wie aus tausend sichtbaren und unsichtbaren Wurzeln erwachsen ist und ständig weiter erwächst. Freilich ist sehr die Frage, ob heute schon auch nur für die beliebtesten Feste künstlerische Bilder genug vorhanden wären, um des Lebens und der Art unerschöpfliche Fülle zu veranschaulichen. Ist es doch viel leichter, die Bräuche nacheinander in irgend einer Reihe aufzuzählen, als gerade das anschaulich zu machen, was wir oft als wirkende Kraft der Formen wohl fühlen, aber nur in günstigsten Augenblicken mit den Sinnen erhaschen. Und wieviele von jenen Gewohnheiten, die in ihrer Gesamtheit unentbehrlich für die Charakteristik eines Stammes,

erschienen wegen ihrer fast regelmäßigen Unauffälligkeit den meisten Augen belanglos, während sie gerade beim wiedergebenden Künstler ein ungewöhnliches Maß von verklärenden Gaben voraussetzen.
Man denke an unsere Neujahrssitten und Gepflogenheiten, an die gesellschaftlichen Verpflichtungen, an die mannigfaltige Art, an diesem Tage Glückwünsche darzubringen oder zu empfangen — an Kinder und Bettler, Boten, Gewerbler und Händler. — Im Verhältnis zu der oft lästigen Zahl von Glückwunschbringern sind künstlerische Bilder von unseren Neujahrssitten und -Unsitten kaum zu nennen, selbst in den illustrativen Monatsbildern unserer Kalender sind wenige wirklich glückliche — von allen Tendenzen freie — Darstellungen dieser Art zu finden.
Aber wie alt die Sitte des Glückwünschens zu Neujahr bei uns ist, wie sie die Besten erfinderisch gemacht, mag einer der ältesten deutschen Holzschnitte — eine Glückwunschkarte, auf deren sinnige Motive auch heute noch jeder Künstler gern zurückgreifen wird — deutlich machen. „Ein ganzes Kästlein voll vieler guter Wünsche, daß die Sonne und Luft es immer gut meinen und die Erde immer voll viel guter Früchte sein möge und daß alles unter dem Segen des göttlichen Christkindes stehe.“ Das sagt unser alter, alter deutscher Glückwunsch.
Dieser alte deutsche Holzschnitt, der liebevoll mit Farben ausgemalt wurde, ist aber uns viel mehr denn nur ein Beispiel für gedruckte Glückwunschkarten, die ja schon längst in allen Kulturvölkern Eingang gefunden haben.
Uns gilt er viel mehr.
Es ist nicht Zufall, ist tief begründet in unserer Art, wenn das deutsche Volk sich von jeher offenbar gedrängt fühlte, seine Gefühle anderen schwarz auf weiß mitzuteilen, und das einmal Geschriebene oder Aufgezeichnete möglichst für die ganze Welt zu vervielfältigen. In diesem Verlangen scheint es alle anderen zu übertreffen; jedenfalls hat dies Verlangen, das aus dem ältesten holzgeschnittenen Glückwunsch spricht, uns aufs reichste begabt. Denn vor allem andern hat uns dies Verlangen, das Sitte geworden, zu dem Volke der Graphik gemacht wie kein anderes. Weil der Wunsch in deutscher Art zu tiefst begründet liegt: an allem besten, was wir auf dem Herzen haben, möchten Unzählige in aller Welt Anteil haben können, wurde kein Land so reich, wie unseres an künstlerischen Holzschnitten zumal. Und dann auch an Kupferstichen und Lithographien. Der deutsche Wunsch, das deutsche Herz war's, was uns zu den geborenen Vervielfältigern machte. Eine

Die heiligen drei Könige, Radierung von Alois Gabl

Tatsache, die leider noch in keiner Kunstgeschichte ernstlich erkannt wurde und in jeder Volkskunde stehen sollte.
Unser Neujahrsglückwunsch soll deshalb, als nur ein Beispiel für viele, nachhaltig erinnern, wie eng deutsche Art und deutsche Gabe verbunden sind zu schöpferischem Wirken.
Der Sinn schuf die Gabe, die Gabe wurde zur Sitte. So müssen Bild und Bau, Wort und Weise anders in jedem Volk und Land sich bilden, wenn sie aus tiefsten Quellen eines Stammes geschöpft. Sitten und Bräuche sind doch nur Ergebnisse einer Art und der Umwelt, aber das Erkennen der schöpferisch drängenden Gaben erschaffe uns selbst das große bleibende Bild unseres besonderen Seins.
Und an die andere besondere deutsche Lust und Gabe erinnere zur Ergänzung des eben Gesagten gleich unser zweites Neujahrsbild von Christian Bärmann: das Bedürfnis nach Lied und Musik in jeder Zeit. Auf dem Kirchturm des süddeutschen alten Grenzstädtchens Burghausen haben die Musikanten alte, liebe Weisen angeschlagen zum Gruß an

Der Perchtentanz von Karl Mayr-Graz

Der Metzgersprung am Marienbrunnen in München, Lithographie

alle fürs neue Jahr; fürs neue Jahr, das die Glocken schon eingeläutet, erflehen fromme Lieder Segen für Land und Heimat.

Die Tage zwischen Weihnachten und „Heilige drei Könige" bilden nicht nur in Deutschland von altersher eine Zeit des übermäßigen frohen Genießens. — Jetzt sind die Wochen ein Fest der Schmauserei. Unser Kalenderbild für den Januar aus dem berühmten Breviarium Grimani, das ein höchst geschickter niederländischer Meister vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gemalt, sagt, was das Schweineschlachten jetzt für ein wichtiges Fest ist.

Und schon fangen die Mummereien an.

Da und dort ziehen noch heute Buben als heilige drei Könige, mehr spaßhaft als feierlich verkleidet, von Haus zu Haus, sagen ein Sprüchlein auf, dessen Ziel und Zweck doch wohl der ist, einen besonders guten Brocken vom reichen Tisch des Beglückwünschten zu erhalten. Wie alt und weitverbreitet in germanischen Ländern der Brauch ist, zeigt Rembrandts bekannte Radierung.

Unser Bild des echten Tiroler Meisters Alois Gabl, vom Anfang der

Palmzweiganstecken am Palmsonntag von G. Waldmüller

achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts, gibt eine solche Situation viel schelmischer als der große Holländer. Sein Bild ist eines der besten Beispiele für alle, die uns Volkssitten bildnerisch überliefern möchten, und ein Beweis, wie sehr im allgemeinen eine freie und starke künstlerische Auffassung dem photographischen Abklatsch nach der Natur überlegen ist. Ist uns doch die Wirkung vom Menschen und auf den Menschen das im eigentlichen Wortsinne Reizende. Ein Photograph hätte sich vermutlich vor die drei maskierten Buben gestellt und sie bestenfalls ohne Aufforderung zum Stillhalten photographiert. Das wäre immerhin schon ein Vorzug vor anderen Aufnahmen, vor denen gar die freiwilligen Komödianten aufgefordert werden, sich in die möglichst deutliche Stellung zu bringen. Der Künstler braucht das nicht. Er ist selbst derjenige, der die Vorgänge und Menschen uns deutlich macht. So Alois Gabl. Hier, vor des Künstlers Bild, genießen wir als dritte Gruppe gleich zwei andere: oder liest man nicht der Familie Behagen, Staunen, Lust, Furcht, Kichern, Kritik an den drei Knaben ab? Je nach dem

Der Osterhase von Ed. von Steinle

Alter oder der Vertrautheit mit den flüchtig und schlicht Maskierten spielt in den Gesichtern der Widerschein des Spiels. Und während die Buben ihr Liedlein leiern, mustern ihre Augen kennerhaft verstohlen den Tisch. — So erleben wir alles mit viel besseren Augen als wir uns gemeinhin rühmen können. So geht uns der wirkliche Künstler voran. Abgesehen von der feindurchdachten künstlerischen Komposition läßt uns der Maler Raum und Zeit fühlen, Dinge, die nur zu oft auch nur annähernd wiederzugeben dem Photographen versagt bleibt. Und doch sind all das wichtige Teile des Ganzen. Die Wirkung des Spiels auf die, für die es bestimmt, ist aber einer der wichtigsten und ein vielsagender Teil aller Sitten. Erst wer das alles in Einem gibt, gibt uns ein künstlerisches Sittenbild von dreifach wirkender Kraft. Alois Gabl zeichnet uns mit dem Vorgang jeden Zuschauer nach Stamm, Alter, Geschlecht, Auffassungsgabe unauffällig, aber augenfälliger, als wir das ohne solchen Vorgang wohl bemerken würden.

Unserm Ludwig Richter, dem größten Künstler des sächsischen Volkes, saß solch vielseitige Gabe in Fleisch und Blut. Auch vor seinen „Heiligen

Eierpecken von Greil

drei Königen“ sind wir nicht der zweite Teil: der Zuschauer, sondern schon der dritte: mag er sein Volk nicht so deutlich erkennbar machen wie Gabl oder Defregger seine so viel fester gefaßten Tiroler, mag er in Haus und Kleidung uns oft im Zweifel lassen, wo etwa der Vorgang sich abgespielt haben könnte, so lesen wir doch seinen köstlichen Bildchen ab, wie sich das Völkchen innerhalb seiner eigenen Sittenwelt gegenseitig aufnahm und gefiel. — Hier sind die Zuhörer und Zuschauer andere als die bei Gabl im hohen Gebirg.

Wieder eine Erinnerung an den höheren Wert der freieren aber tiefer erfassenden Kunst.

Genug solcher Bemerkungen. Bei der Mehrzahl unserer Bilder wären sie zu wiederholen. Selten läßt sich der Künstler die Wirkungen der Wirklichkeit entgehen, die der Wirklichkeitsphotograph allein ungestraft vergessen zu dürfen glaubt.

Was wäre der Perchtentänzer allein, wie ihn uns Mayr-Graz so lebendig gegeben? Im Salzburgischen wird der Perchtentanz alle 4—7 Jahre einmal von besonders geschickten Burschen aufgeführt. Mayr-Graz hat sich in dem Werk des Erzherzogs Rudolph über die österreichisch-ungarische Monarchie hervorgetan als Sittenschilderer. Hier gibt er uns mit dem Tänzer und seiner Maskierung und Bewegung alles Wichtige und Wertvolle: den Ort, die Stunde; gibt das Gefühl des Erwarteten, des Vorbereiteten, der Zuschauer und heimlich Mitwirkenden. Die Alten mustern das Ganze wie eine Gewandtheits- und Eignungsprobe. Selbst die Kinder scheint der fürchterliche, stampfende, hüpfende, lärmende Tanz nicht zu schrecken. Nach der Rauchentwicklung geht der Tanz unter gehörigen Böllerschüssen vor sich. Der Sinn der Sitte ist also wohl schier vergessen — aber auf die Sitte wird gehalten, sonst wären nicht so viele dabei, um sich den Mann aus nächster Nähe kritisch anzuschauen.

An ein altes Faschingsfest, „den Metzgersprung“, der am Faschings-

montag gefeiert wurde, erinnert der bekannte Fischbrunnen von Knoll vor dem Neuen Rathaus in München!

Der Osterhase von Schneider

Der Fischbrunnen in München erfreut sich noch heut unter der Jugend besonderer Popularität, obwohl schon seit Jahrzehnten der sogenannte Metzgersprung nicht mehr gefeiert wird. — Damals zogen die Metzgergesellen — mit blauen Mänteln umhangen, Blumen in den Händen, zum Brunnen, natürlich unter Vorantritt einer lustigen Kapelle. Die kleinen Metzgerknaben waren mit roten Joppen bekleidet, saßen zu Pferde und schwangen ihre grünen Hütchen — Altgesellen und Beimeister beschlossen den Aufzug.

Der Kannen- und Willkommsträger, sowie der die Metzgerjungen freisprechende Altgeselle waren mit rotscharlachnen, silberbordierten Röcken bekleidet, dann mit einem Bandelier mit Degen angetan. Nach zwölf Uhr mittags erscheint der feierliche Zug auf dem Platze, an dem sich die Lehrlinge, welche freigesprochen und so zu Gesellen befördert werden, ganz in weiße Leinwand bekleidet, und mit Kälberschweifen geschmückt, angeschlossen haben. Wenn der Zug beim Fischbrunnen angekommen, besteigen sie mit dem Altgesell das um denselben aufgeführte Gerüst, worauf dann aus Gläsern Wein und auf das Wohl des Königs und der königlichen Familie ein Lebehoch ausgerufen wurde. — Schließlich werfen die freigesprochenen Buben Nüsse unter das versammelte Volk und bespritzen die, die der Nüsse wegen in ihre Nähe kommen.

Das Fest schloß nach der Heimkehr in die Herberge mit einer Mahlzeit und fröhlichem Tanz.

Ferdinand Georg Waldmüller, der große Wiener Maler, hat uns 1852 vom altösterreichischen Palmsonntag ein Bild gemalt, das jeder Volkskunde willkommen sein dürfte. Wieder ist's eine künstlerische Spiegelung. Ganz offenbar ist das Palmzweiganstecken ein wichtiges Ereignis. Fraglich bleibt, was dabei gesagt wurde. Man scheint recht lustige Dinge zu hören, wenn der älteste Bursch oder der junge Hausvater selbst den schmucken Strauß an den Deckbalken der Stube steckt. Die Aufmerk-

Osterspaziergang von Liezen-Mayer

Maikranz von Ludwig Richter

Fronleichnamsprozession in Hofgastein von Ad. Menzel
(Mit Genehmigung der F. Bruckmann A.-G., München)

samkeit von Alt und Jung — selbst das Kind in der Wiege wird von der Mutter zum Lächeln gebracht — gilt einem Augenblick zwischen Übermut, Sicherheit und Besorgnis. — Wenn die Städterin vorm Kirchenportal so ein Palmzweigerl sich gekauft, so steckt sie es daheim in ein Glas wohl wie einen anderen Strauß. Hier aber ist's eine Handlung von Bedeutung fürs ganze Jahr für Hof, Gesinde und nicht zuletzt das liebe Vieh.

Ein Vergnügen für die Kinder aller Städte ist's Ostereierverstecken geworden. Wieviel fröhliche Erinnerungen an solches Suchen in allen Zimmern oder im Garten hat sich jeder von uns aus seiner Kindheit bewahrt. — —

Aber künstlerische Bilder von all der Lust beim Ostereiersuchen hat uns kein Waldmüller, kein Richter gemalt. Eduard von Steinles Zeichnung von 1846 wird durch den Auferstandenen zur Allegorie, ist künstlerisch voll edlen Klangs — aber doch weniger Sittenbild als Sinnbild, freilich voll köstlich abgeklärter Kinderart. Der kleine, bescheidene Holzschnitt von Braun soll Starke zum Bessermachen locken.

Spannender und mit unverkennbarer Heimlichkeit hat Greil die weitverbreitete Sitte des Eierpeckens gezeichnet: die Buben verstehen sich gut auf ihre geheimen Schliche und Kunstgriffe, das eigene hart-

Vor der Fronleichnamsprozession von G. Waldmüller

gesottene Ei zu erhalten und das dargehaltene einzuschlagen. Wie fein und wahr ist Greils Sittenschilderung! Lesen wir ihr nicht ohne weiteres ab, daß ein solcher Wettstreit nicht gern vor den Augen aller abgehalten wird?!

Doch so wenig der Eintritt der astronomischen Jahreszeiten das wirkliche Wetter macht, so fragt das Volk auch nicht nach dem Kalender und weiß sich doch mit allem in der Freude einig an der wärmeren Sonne, an längeren Tagen, an den Gaben der blühenden und reifenden Jahreszeiten.

Wenn auch Osterspaziergang (den wenigstens die Illustratoren von Goethes Faust gern dargestellt) und Georgiumritt, Walpurgisfeuer und Pfingsttänze am bestimmten Kalendertag gefeiert werden, so ist doch außerdem so manch namenloser Tag da oder dort schon längst ein traditioneller Festtag geworden.

Eines der schönsten und vielfarbigsten Feste der Kirche und des Volkes in Bayern ist der Georgiumritt am 23. April. Wenn der berittene

Segnung der Alpen von Riefstahl

Pfarrer, umgeben von berittenen Ministranten und „Engerln", die langen unruhig vorbeigeführten Reihen der buntgeschmückten Rosse der weiten Umgebung Traunsteins segnet, so ist das bei tauendem Schnee und wechselnder Sonne eine Freude für alle Augen und Herzen, die stärkste Belebung mitteilt: der Winter ist überwunden.

Und doch kommt erst im Mai uns die Überwindung des Winters recht zum Bewußtsein. Wohl keines Monats alter deutscher Name ist so fest in allen Gauen und Arbeitsschichten unserer Heimat eingebürgert wie der des Wonnemonats Mai.

Gibt es von den oberbayerischen Georgiritten verschiedene gute malerische Bilder von Adam und Braun u. a., die wir uns nur deshalb hier versagen müssen, weil Verlags- und Wiedergaberechte allzuhoch bemessen sind, so gibt es von so mancher schönen Sitte im Mai noch kaum ein anschauliches Gemälde von ergiebiger Anschaulichkeit. Das gilt z. B. von der wenigstens noch in Sachsen bewahrten Gepflogenheit, am Pfingstfest Birkenbäume vor die Haustüre zu stellen. Freilich mag wohl manches Straßenbild gemalt sein, das zufällig entstand, als Pfingsten mit seinen Maibäumen „vor der Tür", das also auch da oder dort eine Birke vorm

Haustor zeigt, aber das würde doch noch kein Bild von erhöhter Pfingstfeierlichkeit bedeuten.
Im ganzen Alpenvorland mag's wohl auch heute noch wenige einigermaßen wohlhabende Dörfer geben, die keinen Maibaum vorm Wirtshaus hätten, davon gibt's denn auch Bilder genug. Und wer einmal so eine Maibaumfeier miterlebt, wie die Buben wetteifern, sich von höchster Höhe ein Band, noch lieber eine Wurst oder sonst etwas, was dem Sieger eine Erinnerung oder ein Lohn sein kann, herunterzuholen, der weiß, daß wenigstens für die Jugend des Orts jeder Maibaum für ein Jahr lang so etwas wie ein Siegesdenkmal ist.
Wie gleich die erste Mainacht, die Nacht zum ersten Mai, verliebten Burschen Gelegenheit gibt, dem Schatz einen grünen Busch, einen Tannenwipfel vors Haus zu setzen, damit sie sich besinne, wer auf sie warte, hat ein Maler X. Zimmer nicht gerade künstlerisch frei, sondern mehr sentimental geschildert. Das Bild wurde schon 1872 lithographiert*).
Franz von Pausinger schildert uns, wie ein solcher Maibaum gesetzt wird. Der geht zunächst das Dorf garnichts an. Der gilt nur einem Dirndl, das zur Ehe begehrt wird. Der verliebte Bursche läßt ihn von seinen handfesten Freunden in der Nacht zum ersten Mai vors Haus der Geliebten setzen, die er noch im laufenden Jahre zu freien gedenkt. Die hohe Tanne ist fast bis zum Wipfel astlos und weißgeschält, oben aber reich mit bunten Bändern geschmückt. Der Maler hat hier eine Sitte der Steiermark geschildert. Das Mädel aber müßte schon einen sehr festen Schlaf haben, das nichts von all der schweren Arbeit in stiller Nacht hören sollte. Und nicht lang wird der Morgen im Mai die gar schöne und große Verlobungsanzeige den Dorfgenossen und -Genossinnen ungesehen lassen.
Wieder ein anderes Maibild bringt uns Ludwig Richter aus seiner sentimentaleren Heimat.
Eine große Krone aus üppigen Blumengewinden wurde wohl da und dort vor einem Haus aufgestellt und von den Kindern umtanzt. Also eine rein kindliche Angelegenheit. Heimliche, stürmische Liebe ist hier nicht im Spiel. Die Alten schauen, wie die Kinder wiederholen, was sie vor langen Jahrzehnten auch einmal voll beglückt hat. So wird immer ein Sittenbild zum Bilde schier unseres ganzen Daseins, wenn es ein Künstler uns gibt voll Herz und Sinn.
Es kann dem Sammler künstlerischer Bilder, wie wir sie hier bieten, nicht

---

*) Abbildungen beider „Maibaumbilder" in Teil II.

Sonnwendfest am Johannistag von Carl Spitzweg

entgehen, daß der Süden Deutschlands im allgemeinen viel ergiebiger ist als Norddeutschland. Mag die große Münchner Malerschule, die aus allen Teilen Deutschlands junge Künstler herangelockt hatte – zumal König Ludwig I. von Bayern seine Residenz am Fuße der Alpen zu einer Stadt von erster Sehenswürdigkeit zu machen wußte – diese Tatsache zum Teil schon erklären, so darf andrerseits auch die allgemeine Schwärmerei für die Alpenbewohner, die Schillers Tell nicht nur für die Schweiz ausgelöst hatte, darf auch der im Süden vorherrschende Katholizismus mit seinen farbenreicheren und sinnfälligeren Festen nicht als Ursache vergessen werden.
Geht hier doch kaum ein kirchliches Fest ohne die breiteste und heiterste Verweltlichung aus. Und kaum ein weltliches Fest entbehrt der würdigen und breiten Einweihung unter kirchlicher Mitwirkung. —
So kann es nicht auffallen, wenn sich im Süden noch viel mehr Künstler von den Festen des Volkes anlocken ließen als in anderen Gauen unseres Vaterlandes. Inwiefern und wie oft Künstler überhaupt die eigentlichen Wegemacher für die Wiedererstehung alter — wenn auch sehr veränderter — Sitten sein mögen, wäre später gelegentlich festzustellen.
Welcher Maler der Landschaft und des bunten Volkes könnte wohl den vielfältig farbigen und zeichnerischen Reizen widerstehen, die eine durch

Rankeln am Hundstein am Jakobitag (25. Juli) von Karl Mayr-Graz

Felder, Wiesen und Wälder ziehende Prozession unseren offenen Augen und Sinnen bietet? Die bunten Farben der Fahnen und Gewänder, die in der Sonne strahlenden Ornate der Geistlichen, die weißen Kleider, die brennenden, rauchenden Kerzen, die roten Traghimmel und so viel andere farbige und plastische Gestalten und Wirkungen unter zitternder Luft oder jagenden Wolken vor blauenden Bergen oder dem weißen Gemäuer der Kirche können kein Auge stumpf lassen. Der oft genug kühl gescholtene große Menzel — dessen Hauptstudiengebiet bezeichnenderweise doch Süddeutschland war — hat vielfach bayerische Prozessionen gemalt, sie in allen Einzelheiten studiert. Die Fronleichnamsprozession in Hofgastein ist 1880 gemalt. Es ist eines der freiesten und rücksichtslosesten Bilder solcher Feste in unserer volkskundlichen Galerie. Seine Wahrhaftigkeit hat dokumentarische Kraft. Die Interesselosigkeit der plaudernden, an Augenlust völlig verarmten Badegäste des Weltkurortes wirkt fast verletzend neben der andächtig knienden Menge der Landbevölkerung zu Seiten des zur Kirche sich bewegenden Zuges. Frei von aller Sentimentalität ist Menzels Gemälde gerade besonders wertvoll für unsere Sammlung, wie es von höchstem Wert gleichwohl dem bleibt, der vom Kunstwerk nichts als rein künst-

Abfahrt zum Schützenfest in Egern am Tegernsee von L. Quaglio

lerische Werte fordert. Und wenn noch immer viele Maler meinen, solche Gegenstände lenkten den Künstler zu sehr von seiner eigentlichen Aufgabe ab, machten ihn unfrei —, Namen wie Menzel, Gabl, Waldmüller, Rembrandt, Breughel, Rubens, Brouwer und wie viele andere sagen doch unwidersprechlich —: nicht die Dinge vor den Augen machen unfrei, sondern der Augen Schwäche und der Sinne Aufnahmslosigkeit.

So griff auch Waldmüller aus dem reichen Thema großer kirchlicher Prozessionen einen kleinen Teil heraus und machte 1857 ein köstliches, freies Bild daraus: Wie die Knaben und Mädchen sich zur Prozession schmücken und, noch einmal scherzend, sich zur ernsten Feier trennen.

Im Leipziger Museum hängt ein anderes Bild vom allgemeinen Volkstum in den Alpen: Ein Pater segnet die Alpen und all ihr Gerät ein, nachdem das geschmückte Vieh im Mai oder Juni auf die Höhen getrieben worden ist. So weiß die Kirche in wirksam schöner Form alten Aberglauben von bösen Geistern da droben und die berechtigte Sorge

Schützenfest von L. Quaglio

ums Vieh auf den alpinen Höhen zu bannen. Die schöne Form ist Dienerin Gottes.

Ein Sommervolksfest, das glücklicherweise kaum gauliche Grenzen kennt und das allem Anschein nach jetzt wieder besonders gern und fröhlich — wenigstens in Künstlerkreisen gefeiert wird — ist die Sonnwendfeier am Johannistag. Spitzweg hat uns jedenfalls in seiner zierlich-humorvollen Weise so ein Künstlerfest geschildert, an dem auch die Musik im Geiste Mozarts nicht zu kurz gekommen ist. 1843 ging es wohl sicher in Münchens Nähe vor sich. Der Nachmittag ist unter Singen, Trinken und Musizieren und Tanzen in voller Sommerlust genossen worden; nun, bei beginnender Nacht, wurde der Holzstoß angezündet, und die Spannung und die Lustigkeit wächst, denn nun will jeder, bevor noch der brennende Scheiterhaufen in sich zusammenfällt, mit frohem Jauchzen über die Flammen springen. Wenn der Bauer sich dachte, je höher ich springe, je höher wächst mir mein Korn, hier will's nur jeder Springer dem Jüngsten gleich tun. Das gibt Scherze und Späße genug im großen Kreis der Zuschauer, die dem Bier oder

Gasthof zur Post in Tegernsee von Ad. Menzel
(Mit Genehmigung der F. Bruckmann A.-G., München)

gar dem Weine schon längst eifrig zugesprochen. In heiterster Stimmung ein altes Empfinden von der Überwindung aller Widrigkeiten böser Zeiten.

Einige Tage später, am Jakobitag, den 25. Juli, wird gelegentlich noch im Salzburgischen zwischen den Sennbuben eine feierliche Rauferei auf freier Höhe abgehalten: das Rankeln. Wie es am Hundstein geübt, hat wieder unser Karl Mayr-Graz in des Erzherzog Rudolphs vorbildlichem Werke vortrefflich geschildert. Jakobi ist der Festtag der Viehhirten, und es gilt, nach dem Auftrieb auf die Almen beim Kräftewettstreit sich unter den Augen sachkundiger Richter besonderes Ansehen zu verschaffen. Wer hier unterliegt, hat viel Ansehen für den Sommer verloren.

Wenn die Art und die Gaben des Bodens des Jahres Arbeiten bestimmen, so steht doch auch die Art, wie das Volk Feierabend und Feiertage verbringt, in engem Zusammenhang mit der Natur des Landes und seinen Gaben.

Natürlich ist im Hochgebirge, wo Jagd auf Hirsch und Gams höchste Sicherheit von Fuß und Auge voraussetzen, das Schützenfest ein viel allgemeineres Freudenfest als im flachen Lande der Hasen und Hühner. Wo kaum ein Haus, erst recht keine Hütte ohne einen guten Schützen:

Sommernacht am Rhein von Böttcher

— auch wenn er keine amtliche Jagdkarte besitzt — da wird das Schützenfest schon am frühen Morgen mit Böllerkrach eingeleitet — (ganz wie Fronleichnam) — und dann geht's mit Frauen und Dirndeln, mit Stutzen und Fahnen über den klaren, grünen See. Und Jodeln und Scherzen unterwegs und manch guter Trunk an der Feststätte begleiten das Schießen; und Schuhplattler und Landler beschließen das Fest. So wie Lorenz Quaglio die Abfahrt zum Schützenfest in Egern am Tegernsee und das Fest selbst an irgend einem Orte Oberbayerns 1853 geschildert, genau so lustig und farbig ist's da noch heute, nach mehr als zwei Generationen. Nur die Gewänder haben sich in einzelnen Teilen geändert, aber im wesentlichen sind auch diese die alten geblieben und wenn damals außer ein paar Münchner Malern und Schützen noch kaum neugierige und landunkundige Zuschauer und Gäste zu sehen waren — das Element, das diese ungemachten Volksfeste nährt, ist viel zu ursprünglich und kerngesund, als daß es sich von Fremden zerstören ließe.

Wenn anderwärts die elende Fremdenverkehrszüchterei mit ihren gleichmachenden wirtschaftlichen Absichten — vor denen kein Kenner unseres Volkstums früher und ernster gewarnt hat als Wilhelm Heinrich von Riehl – so manche Stammeseigenart beeinträchtigt hat, so ist doch ohne weiteres

Viehabtrieb von Bürkel

festzustellen, daß nur dort solche stammesfeindlichen Bemühungen Erfolg haben können, wo schon längst die Stammeseigentümlichkeit schwach und krank geworden ist. Dem altbayerischen Stamme und dem der Friesen, den frohen Rheinländern und den festen Stämmen der Waterkant kann die unselige Gleichmacherei nichts anhaben. Wir fühlen uns wohl da wie dort, ob des Stammes Art heiter oder ernst, still oder gehoben ist, ja selbst des Volkes Gewand mag — wie am Rhein — an besonderem Charakter verloren haben, — nur wo ein Volksstamm nicht mehr ein eigenes Gesicht und feste Haltung besitzt, sind wahre Freude und Gesundheit dahin.

Wie gar verschieden sind doch Lebensgenuß und Freude drunten am Rhein und beim Wein und droben in den hohen Bergen und beim zähen Bier.

Menzels Bildchen vom alten Garten des Gasthauses zur Post in Tegernsee (von 1889) und Böttchers weitverbreitetes Gemälde von

1862 Sommernacht am Rhein sind Gegenstücke deutschen Behagens am Feierabend, die kaum in ihrer Gegensätzlichkeit übertroffen werden können. Es sind Bilder deutscher Stammescharaktere, die beide jedem lieb sein müssen, der unser Vaterland liebt, soweit es fest beruht in jedes Gaues Art. Schlicht, ruhig, derb sitzen die Bauern und Jäger und Holzknechte des Oberlandes an langen unbequemen Tischen beim Bier. Keiner dominiert. (Nur der ganz Eingeweihte erkennt auch hier gewisse selbstverständliche gesellschaftliche Rangrechte.) Alles aber gibt sich ganz offenbar gleicher Behaglichkeit hin. In der Sommernacht am Rhein wird bei köstlicher Maibowle gesungen und hochgerufen. Damen und Herren, Studenten und Beamte genießen die silberne Nacht, träumend und jubelnd, diskutierend und schwärmend. Das sind Deutsche vom fröhlichen Rhein, Männer von gehobener Lebensart, sind gehoben von der heiteren Natur eines reichen, gesegneten, milden Bodens. Dort sind's Männer der rauhen Arbeit auf einem Boden, der nicht viel Früchte gibt und doch des Landes Segen darstellt in anderer Weise. Selbstbewußt ist der Schlag, hat keinen andern nötig, und von des Lebens täglichen Klagen und Nöten macht er nicht viel Worte.

Schmuck der Rinder beim Abtrieb von der Alm von Habenschaden

Beide Bilder sind klar in ihrer Sprache, wie beider Stämme Art bestimmt und klarbegrenzt.

Wieviel geringer sind die Unterschiede des Gehabens der Leute auf der märkischen Kegelbahn und der vor Frankfurts Toren. Dies Bild ist von einem der trefflichsten süddeutschen Maler: Anton Burger. Es ist ein Labsal für malerisch geschulte Augen. Hosemann, der Berliner, kann mit ihm nicht als Maler in Wettstreit treten, aber er gab gut das, was er vor Augen sah: harte, gescheite Märker, nicht so behaglich wie die Leute zwischen Main und Rhein.

Die schwere Zeit der Ernte verbietet von selbst den Bauern das Festefeiern, aber sie verbietet doch nicht, gewisse Handlungen zu stillen oder lauten Feiern zu erheben. Und später, wenn von Haus und Land zu

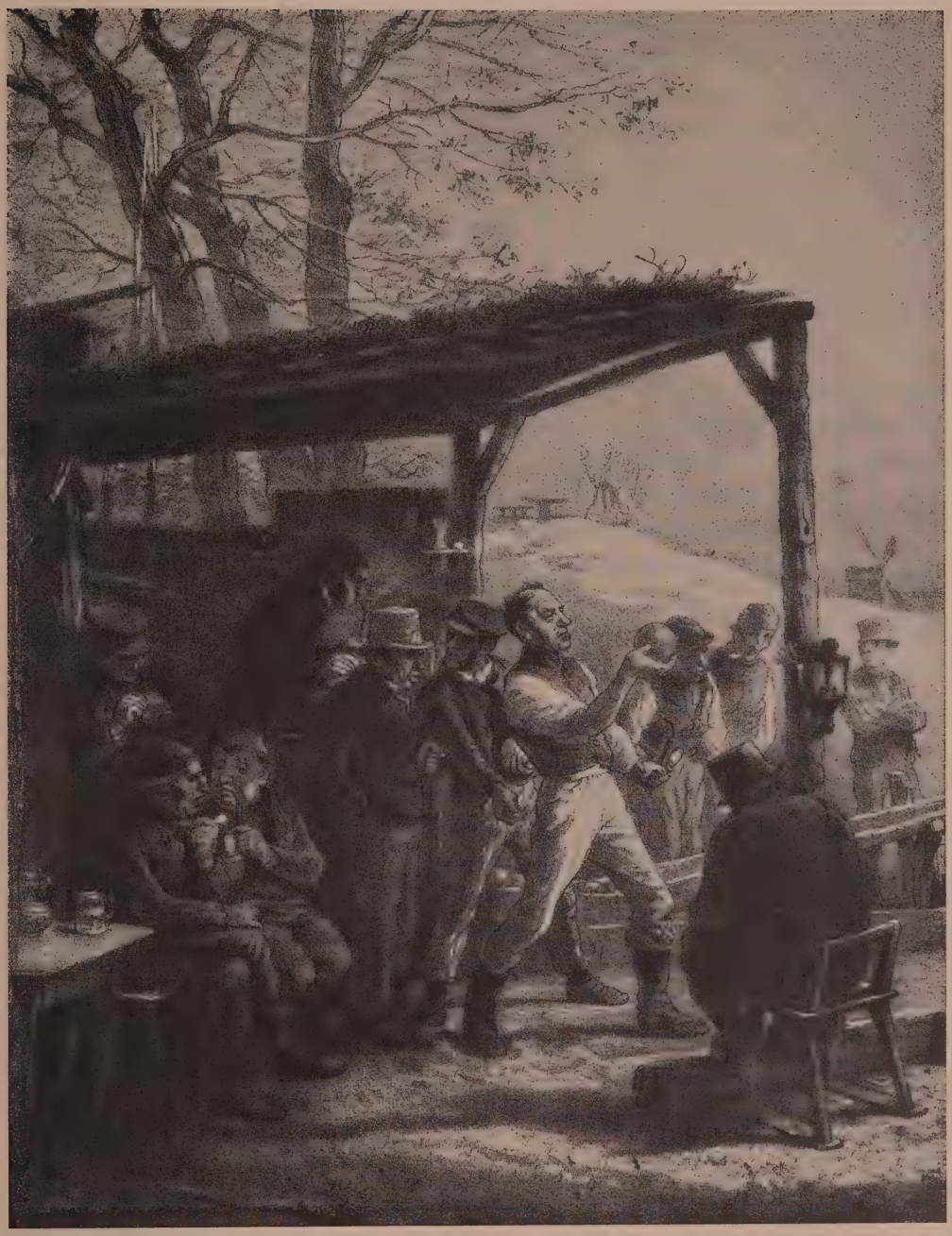
sprechen sein wird, wird so manches Bild der Arbeit anmuten wie irgend eine Handlung von bewußter Würde und Gehobenheit durch alte Sitte und langgewohntes Hantieren mit Gerät. Eine bescheidene Illustration B. Hartmanns von 1893 gibt Bild einer schönen frommen und klugen Sitte im Sundgau. Wenn dort die letzten Weizenähren geschnitten werden, läßt man einige recht schöne Ähren beieinander stehen. Der Vater versteckt in sie einige Geldstücke und versammelt seine Familie dazu. Ein kurzes Gebet wird gesprochen, während das Jüngste mit der Sichel die Ähren schneidet und nun mit dem gefundenen Geld, „die Hand voll Glück", das „Glückshämpfele" behalten darf. Das wird, wie anderwärts ähnliche Früchte und Zweige, hinters Kruzifix gesteckt: zum Glück fürs ganze Jahr.

Die schönste Gelegenheit, Gewand, Bewegung, Sinn und geistige Beweglichkeit, Lebensauffassung und Gaben in all unsern Gauen kennen zu lernen, gäbe eine vollkommene Reihe künstlerisch gewählter Kirchweihbilder. Uns genügen vorläufig Bilder von Burger und Gooßens, Barthelmeß und Wilhelm von Diez.

Burgers impressionistisch gesehenes Gemälde ist ein klassisches Beispiel, wie volkskundliche Themen vom Künstler auch nicht das geringste Abweichen vom reinkünstlerischen Schaffen verlangen. – Es zeigt uns zufriedene Städter, die sich ohne Ekstase der kleinen Freude des Daseins hingeben.

Die Radierung des früh verstorbenen Barthelmeß zeigt uns noch ganz ländliche Bauern seiner oberfränkischen Heimat. Ein ernsterer Volksschlag. Es ist wieder ein Gegenstück zu der Kirmes einer niederrheinischen Stadt, in der das Lokale oder Stammesgemäße begreiflicherweise an Deutlichkeit verloren hat. Immerhin liegt etwas von breiterer Lebensfreude über dem Gooßenschen Bilde, als wir sie etwa in einer Stadt Sachsens finden würden.

Von unverkennbarem Stammeskolorit ist dagegen wieder die flotte Zeichnung des Wilhelm von Diez. Die Rauferei ist echt oberbayerisch. Sie bildet nur zu oft den unprogrammatischen und doch oft im stillen heißersehnten Abschluß einer recht lustigen Kirchweihfeier auf dem Lande. Der Künstler deutet übrigens mit treffender Nebensächlichkeit an, wie plötzlich solche Raufereien anzufangen und den höchsten dramatischen Punkt zu erreichen pflegen. Den Fremden, vorn im Eck, sieht man's ja an, wie sehr sie von der jähen Wandlung der Stimmung überrascht wurden, wie rasch aus all den Tischen, Bänken, Stühlen und Maßkrügen ein Trümmerhaufen geworden ist.



Märkische Kegelbahn von Th. Hosemann

Wenn wir später Rubens' berühmtes Kirmesbild im Louvre als eines der stärksten idealisierten Sittenbilder kennenlernen werden, so darf doch neben jenen Flamen der Sachse Ludwig Richter als idealer Sittenschilderer gestellt werden.

Idealisiert hat unser Ludwig Richter sein Volk in unübertrefflicher Weise; er hatte gerade keine Rasse, kein Volk von starkem Temperament vor sich, andrerseits neigte seine eigene Seele vielmehr zur lieblichen, weichen, fast kindlichen Auffassung der Umwelt.

Eines der schönsten Bilder deutschen Volkstums ist Richters Weinernte. Ein Holzschnitt von 1861. Aber hier ist die Art des gedachten Volksstammes noch etwas schwerer festzustellen als sonst. Ist das eine Weinernte im Meißner Ländchen oder eine am Rhein? Doch bei aller Freiheit bleibt es ein Bild der romantischen Lust in unserm Volke. Sein Zug fröhlich singender Mädchen, die von Burgen und Weinbergen herabsteigen, läßt nicht lange fragen, wo wuchsen die Reben und die Mädchen — es ist gewiß nur echtes deutsches Land und Volk und unsre Art.

Früher noch als die Weinernte am Rhein, verlassen schon im Hochgebirg die Herden die Alpen. Reich geschmückt, wie sie vor einigen Monaten heraufgezogen, ziehen sie wieder zu den heimatlichen Dörfern und Ställen ins Tal hinab.

Und wie zierlich und fein die Hörner und Glockenriemen der Tiere geschmückt sind, haben Künstler wie Habenschaden, Neureuther, Quaglio und andere oft in feinen Aquarellen und Zeichnungen uns bewahrt. Aber heute noch sind solche Studien häufig zu machen. Der Brauch lebt heute wie damals.

Am Leonharditag — 6. November — wird alljährlich in Tölz das große Fest des Segnens der Pferde gefeiert. Das große Blatt von Herwegen ist noch heute in der Tölzer Gegend oft als Wandschmuck zu finden.

Während die Kirche am Allerseelen und Allerheiligentage der Toten des vergangenen Jahres gedenkt und die Gräber mit Blumen und brennenden Kerzen und ewigen Lampen bedenkt — in protestantischen Gegenden ist der Johannistag der Tag des schönen Gräberschmuckes — ist der Martinstag, der 11. November, schon so etwas wie fröhlichster Wintersanfang.

Und das heißt: es ist der erste Tag der Schmausereien.

Die Gänse sind nun fett genug. Die Felder geben ihnen nichts mehr her. Da zieht der Gänshirt von Haus zu Haus, pfeift ein Liedel und erwartet seinen Lohn, denn seine Arbeit ist zu Ende.

Das Glückshämpfel von B. Hartmann

Für die Kinder geht's nun auf St. Nikolaus zu.
Schon längst beten sie zum heiligen Nikolaus. Jedes Vaterunser schneiden sie mit einer Kerbe in das Betholz — daher das „Gebet aufs Kerbholz". Der Nikolaustag und Weihnachten — diese Feste sind auch von unsern Künstlern mehr wohl als alle Feste des Jahres geschildert worden. Trifft man doch selbst in solchen Kunstausstellungen unserer Tage, die sich sehr exklusiv nur an moderne Malerkreise wenden, gelegentlich vortreffliche Gemälde, die uns unter den brennenden Weihnachtsbaum führen. Und so verschiedenartig „der heilige Nikolaus" genannt wird, so verschiedenartig er in seiner Vermummung auftritt, so reich ist auch der Bilderschatz dieses von den Kin-

Kirchweih von A. Burger
(Phot. Franz Hanfstaengl, München)

dern noch heute geliebten und gefürchteten Künders der Weihnachtstage.

Nach des Rheinländers Mintrop Zeichnungen zieht St. Nikolaus nicht sonderlich vermummt mit vollgepacktem Esel in den Ort ein, von der ganzen Jugend eingeholt, umjauchzt und umtanzt.

Ludwig Richters Nikolaus verläßt die erschreckten Kinder nicht, ohne ihnen seinen dicken Sack mit Äpfeln und Nüssen ausgeleert zu haben — und auch Bärmanns märchenhaft groß wirkender Nikolo ist ein gar gütiger Herr, der im verliebten Anschauen der kleinen, lieben Kinder vor ihm wohl gern die Rute vergißt.

Im deutschen Elsaß kommt um diese Zeit gern der Haustrapp ins Haus. Ein Verwandter des Nikolaus, der vom Christkindl begleitet wird. —

Nun aber kommt das schönste und lichtvollste Fest des Jahres, mitten im kalten Winter.

Mit viel Tannengrün und vielen Lichtern wurde es auch dann schon bei uns gefeiert, als noch nicht der Weihnachtsbaum allgemeine Sitte geworden war.

Unsere Bilder geben allerlei kleine Episoden um das Fest herum. In Menzels „Einkaufenden“ lebt die ganze Hast und Unruhe, die noch immer zu viele ergreift, die gar mancherlei Leutchen mit Gaben zu beschenken haben. Viel beruhigender und beglückender wirkt Ludwig Richters köstliches Bildchen: sein fast ausverkaufter „Kinderstand“ auf dem Weih-

Kegelschieben von A. Burger
(Phot. Franz Hanfstaengl, München)

nachtsmarkt mit den wenigen Pflaumenmännchen macht so glücklich, weil es noch weltfern abseits liegt allem verhetzenden Proletariertum. Ein soziales Friedensbildchen von unübertrefflicher Beredsamkeit.
Eine echt deutsche Weihnachtssitte schildert Richters größeres Blatt. Um die Mitternachtsstunde werden vom hohen Kirchturm herab von alt und jung vielstimmige fromme, fröhliche Lieder gesungen und gespielt. Das Fest ist da; und Frieden sei jedem Haus beschieden.
Christian Bärmann, der noch viel zu unbekannte, tiefe und reichherzige Märchendichter und Maler unserer Zeit, hat einmal eine ganze Reihe von Weihnachtsbildern geschaffen. Da ziehen Landleute durch die Winternacht zur Christmette ins Städtchen — dort sucht die volle, schwere Post den Ort zur rechten Zeit noch zu erreichen, da führt er uns durch die Straßen, um in all den Fenstern den Lichterglanz des Weihnachtsbaumes genießen zu lassen. — Ruhe und Größe des Festes und stilles Glück vermittelt uns dieser Künstler in einer Weise, die einer als persönlichste Gabe besitzen muß, die keiner erst suchen kann.
Die Zahl der Freuden von St. Martin bis Drei Könige ist um so größer, je mehr der Winter Schnee und Eis der Jugend beschert.
Schlittenfahren und Eislaufen und Eisschießen, das sind nun Freuden, die heute niemanden erst in Erinnerung zu bringen sind.
Eine derb-schelmische Sitte, die noch im bayerischen Aichach zu Hause

Bauernkirmes von Barthelmeß

ist, schildert uns Sundblad: am 28. Dezember ziehen die Burschen von Haus zu Haus und schlagen die Mädchen, die sich nicht vor ihnen in Sicherheit zu bringen wußten, mit Ruten auf Waden und Beine. Das ist die Sitte des „Kindelns".

Von den Silvesterfreuden gibt's wohl genug Bilder von künstlerischem Werte, zumal in unseren humoristischen Zeitschriften. Doch liegt hier Spott und Karikatur zu nahe, als daß wir vieles davon hier bringen möchten.

Wenn Sitte Unsitte geworden ist, ist das Spiegelbild, die Karikatur, gewiß gar sehr am Platze. Im allgemeinen aber ist spöttische Überlegenheit nicht das beste, in den Reichtum unserer deutschen Sitten einzuführen. — Mag, zumal an Silvesterabenden, in den Großstädten nicht viel mehr von der Sitte übrig geblieben sein als übermäßiges Lärmen und Betrinken, so lieben wir doch alle heute noch viele Scherze und Unterhaltungen in der letzten Stunde des Jahres, die noch kaum ihren darstellenden Künstler gefunden haben.

Ludwig von Zumbuschs ausgelassene Silvestergesellschaft mag den

Kirchweih von Josse Gooßens
(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt)

Reigen der Bilder, die uns durch des Jahres deutsche Feste geführt, beschließen.

Der Abschluß des weltlichen Jahres in der Mitternachtsstunde mit einem guten Trunk und Wunsch für Familie und Vaterland wird immer deutsche Art bleiben und soll es bleiben allezeit! Wir wollen uns ihrer nicht schämen, — auch wenn andere Völker mit anderen Sitten über sie lachen. Was von unsern Sitten nicht schön ist, wollen wir nicht für unsere, und nicht für fremde Augen verschönern. — Jeder sorge für sein Teil, daß sich nichts verschlechtere. Im übrigen gilt das, was Gottfried Keller von den schlechten Eigenschaften selbst vortrefflichster Menschen sagte, auch von jedem Volke und seiner Art. Kellers Tagebuch-Worte heißen: „Es ist doch sonderbar, wie auch der vortrefflichste Mensch schlechte Eigenschaften haben muß, gleich einem stolz segelnden Schiffe, das Ballast braucht, um zu seiner guten Fahrt gehörig schwer zu sein."

★

LIED DER SENNERIN VORM ABTRIEB VON DER ALM

Von Ulrich Halbreiter (1839)*)

Heh', Sennbua, schau da Schroffnkopf
Tragt 's Hütl scho' von Schnee,
Das is' a Zeicha', daß ma jetzt
Halt abfahrn von da Höh'.
Denn's dauert net lang, so legt er a
Von Schnee an Mantl an,
Damit verdeckt er unsa Alm
D'rum mach' ma' uns davo! Juhe! —

Z'erst müß' ma Geißn, Küh' und Kalm
Mit Kranz und Busch'n ziern,
Daß s' ausschau'n als wie d'Hochzeitleut',
Die wir von der Alm tun führ'n.
Dann packt i halt mei Sachel z'samm
Und sperr das Hüttl zu,
Denn auf mi' freut si unt' im Tal
Mei liaba' Jagersbua

Dös Jahr san ma sehr glückli' g'wen,
Koa Stuck hab'n ma valorn,
D'rum sing' i halt so lusti jetzt,
Der Sennbua blast in's Horn.
Mit ihm läut Glockkuh stolz voraus,
Die ganze Herd hint drein,
Und wenn uns so die Dorfleut' sehn,
Die wer'n si' mit uns freun'.

Auf dera Welt is 's Almalebn
Für mi' die größte Freud',
Nur soll da Summer länga sein
Und kürza d'Wintazeit.
Doch san ma jtza mit den z'fried'n
Und bitt'n Gott den Herrn,
Daß er uns halt a'mal aufnimmt
Wo's nie tut Winta wer'n.

*) Der leichteren Allgemein-Verständlichkeit wegen habe ich einige Worte des Textes etwas oder ganz verhochdeutscht.

Rauferei. Zeichnung von Wilh. v. Diez

VOM SCHUHPLATTLTANZ

Da bei den meisten Festen im Gebirg irgendein Schuhplattler getanzt wird, dürfte es angezeigt sein, wenigstens einiges von Art und Sinn dieses Tanzes des so sinnlich-gesunden Bergvolkes zu sagen.

Denn wenn wir auch in den Gebirgsorten der Sommerfrische nur selten den Tanz von wirklich noch ortsansässigen Bauern, Sennern, Holzknechten, Jägerburschen und ihren Dirndln tanzen sehen — meist nur von gewerbsmäßig herumziehenden Tänzern und Tänzerinnen, die nicht mehr als eigentliche Bauern anzusprechen sind, so ist doch die Begabung zu Tanz und noch mehr zum Theaterspiel wenigstens in Oberbayern so allgemein, daß der Genuß auch für den Zuschauer ein viel größerer sein dürfte, als der bei einem Balle in der Stadt. Überdies kann wohl jeder Städter wie Bauer Shimmy und Foxtrott erlernen — aber einen richtigen Schuhplattler kann nur der erlernen, der in der Natur der großen Berge daheim Jagd und Tierleben kennt und liebt. Obwohl sich grade im Tanze die letzte Gegenwart mit der Tanzweise der Schuhplattler in einem Punkte merkwürdig nahe berühren, ist doch bei den so ganz anders gearteten modernen amerikanischen Tänzen — die in ihrer Sinnlichkeit geradezu degeneriert wirken — wenigstens ein Prinzip mit dem des Schuhplattlers

Ährentragende Jungfrau von Ludwig Richter

sehr verwandt: Da, wie dort, hat die eigentliche Führung der Mann. Freilich muß das Weib auch ganz allein eine vorzügliche, selbständige Tänzerin voll Rhythmus sein, wenn der Tanz als ganzes Bild vollendet sein soll. Eine gute Schilderung des Schuhplattlers finde ich in Georg Queris vortrefflichem Buche „Kraftbayrisch", das kurz vorm Kriege bei Piper in München als Privatdruck erschien — aber doch nicht für alle Kreise bestimmt ist. — Ich gebe deshalb einer Schilderung Karl Stielers hier den Vorzug, die schon 1873 in dem noch nicht übertroffenen „Gedenkbuch aus deutschen Bergen" zuerst abgedruckt wurde.
Das Vorbild des Schuhplattltanzes ist dem Jägerleben entnommen. Es stammt vom Spielhahn und der Auerhahnfalz.

Weinernte von Ludwig Richter

Wenn sich das Frühjahr regt, wo das Eis noch tief in den Bergen liegt, wenn die erste Dämmerung graut, dann schleicht der Jägerbursch hinauf — lautlos zwischen den kahlen Bäumen. Dort kreist auf dem flachen Schnee der schwarze riesige Auerhahn um die flatternde Henne. Er springt heran und flieht, er schnalzt und zischt und überschlägt sich in tollen Sprüngen. Ich finde kein anderes Wort — er tanzt.
Daß dies Gleichnis auch im Bewußtsein des Volkes lebt, das zeigen am besten seine Lieder:

„Wenn der Spielhahn d' Henna kleinweis zu ihm bringt,
Wenn er grugelt, wenn er tanzt und springt,
Und dann lern' i's von dem Spielhahn droben halt,
Was im Tal herunt' die Diendln g'fallt.

Denn die Diendl die san
Ja grad nett, wie die oan,
Wer nit tanzt und nit springt,
Der bringts ninderscht zu koan."

Und der Jägerbursch nimmt sich das gute Beispiel zu Herzen, wenn er „im Tal herunt" auf den Tanzplatz geht.
Beim Schuhplattltanz sind die Rollen der beiden Geschlechter streng geteilt und zwar in der Weise, wie sie die Natur geteilt hat. Das eigentlich aktive Prinzip ist der Mann, ihm steht die Leitung, ihm steht das Ergreifen zu. Das Mädchen hat die Rolle des Erwartens. Der Beginn ist sachte, denn wenn die jubelnden Triller des Ländlers in die Höhe steigen, tanzen sämtliche Paare mit großer Gelassenheit einige Male herum. Plötzlich aber verlassen die Burschen ihre Mädchen. Sie dürfen sie nicht stehen lassen, denn das wäre selbst nach Bauerngalanterie eine Grobheit; sie müssen ihnen entschlüpfen — unbehindert, unversehens. — Die Leichtigkeit, mit der die Mädchen sich unter dem erhobenen Arm des Tänzers durchwinden, mit der die Paare sich plötzlich lösen, macht diesen Moment ganz reizend. Dann kommen wilde, rasende Augenblicke. Während die Mädchen sich sittsam um die eigene Achse drehen, springen die Burschen jählings in die Mitte und bilden dort einen inneren Kreis. Die Musik wird stärker. Sie beginnen zu stampfen und mit den braunen Händen auf Sohlen und Schenkel zu schlagen. Ein schrilles Pfeifen tönt dazwischen. Man muß diese baumlangen Kerle, man muß diese zolldicken Nagelschuhe vor sich sehen, um zu ahnen, was das für ein Getöse wird. Der Boden dröhnt und die Decke zittert; die Musik wird stürmisch wie die Posaunen von Jericho — aber man hört sie kaum mehr. Hören und Sehen vergeht einem ganz. Mitten im Gewühl schlägt einer ein Rad, als müßt' er den Kreuzstock in Splitter schlagen; ein anderer springt zu Boden, als sollte alles in der nächsten Sekunde parterre liegen.
Allmählich wird die Musik wieder mäßiger: die frechen Trompeten holen Atem. Piano — pianissimo — und die Burschen kehren zurück zu ihren Mädchen. Jetzt kommt der Auerhahn: Schnalzend, pfeifend springt jeder der seinen nach, während das Deandl in ununterbrochenen Kreisen ihm

Leonhardifahrt von P. Herwegen

Martinsgans von Ludwig Richter

entflieht. Wie der Hahn die Flügel, hat er die Arme ausgespannt: bald duckt er sich vor ihr zur Erde, bald springt er sie in wildem Bogen an. Endlich hat er doch das Deandl „g'fangt".

Abenteuerliche Verwicklungen und Formen kommen dabei zutage und im Schnaderhüpfl heißt es:

Die richtigen Diendl'n,
Dös san halt die kloan,
Die wickeln sich gar a so
Umi um oan.

Gebet aufs Kerbholz von M. Schmid

Wenn der Tanz zu Ende ist, dann führt der Bursch sein Mädchen zum steinernen Bierkrug und läßt sie trinken. Dieser Trunk ist ebenso obligat als das stumme Kompliment, womit der befrackte Tänzer seiner Dame dankt. Er wird niemals abgewiesen.

VON DER LEONHARDIFAHRT IN TÖLZ

Es dürfte schwer sein zu sagen, welche Leonhardifahrt, welche Rösserweihe überhaupt die schönste ist. Der Georgiritt bei Traunstein ist wegen seiner Schönheit von mehr als einem Künstler gemalt worden. Karl Stieler erklärte die von Tölz als die schönste, denn die Lage des Ortes ist für die Schönheit der Auffahrt natürlich sehr entscheidend. Und der Kalvarienberg vor Tölz gibt dem Fest einen besonderen Rahmen.
Das Fest erfordert geraume Zeit für alle Vorbereitungen: zumal das Winden der Kränze und Girlanden, das Herbeiholen von Efeu, Wacholderzweigen, Fichten, Eibengrün usw. lange zuvor.

Einzug des Nikolaus von Mintrop

Mit Tagesanbruch kommen von überallher die Gäste, und da die Rösser, die hier die priesterliche Weihe empfangen sollen, alle spiegelblank gestriegelt und mit Bändern und Blumen reich geputzt sind, ist das Bild, zumal bei strahlender Sonne — die Spätherbste im Gebirge sind ja sehr oft von wunderbarer Klarheit — entzückend durch Farben und Gestalten. Denn auch die Bauern und Dirnderln kommen im Sonntagsstaat daher und alles atmet Gesundheit und strotzende Kraft der Natur der Berge. Allen voran zieht ein Trupp flotter Reiter, darnach kommt der geschmückte Wagen der Musikanten.

Im zweiten Wagen kommt die Geistlichkeit, wenn sie nicht, wie ich das anderwärts öfters gesehen, hoch zu Roß erscheint, begleitet etwa von geflügelten Engerln auf kleineren Pferden.

Nun folgen die sogenannten Leonharditruhen, das sind die Wagen der Gäste und der Ortseinwohner, die am Feste der Weihe beteiligt sind. Wie seit Jahrzehnten sind die Wagen alle möglichst freigebig mit Grün und bunten Bändern verkleidet und geschmückt. In der Mitte ist meist das Bild des heiligen Patrons angebracht, und auch andere Bilder und Sprüche fehlen nicht.

Der Haustrupp von Spindler

Natürlich wetteifern die einzelnen Gemeinden, den schönsten Wagen gestellt zu haben, und jeder Wagen wetteifert mit seinen Insassen — da sind's nur Dirndln, dort Alte, dort Burschen, — um den Preis der Schönheit und des — Reichtums! Wer einmal so eine Fahrt gesehen mit all den bunten Tüchern der Frauen, den frischen Gesichtern, den grünen Joppen der Burschen, wer je die natürliche, gesunde, man möchte fast sagen gelassene und würdige Lustigkeit der Auffahrt erlebt, vergißt nicht das Bild.
Sind allmählich alle Pferde hinaufgezogen, dann gibt's da oben ein wundervolles Gemisch, ein Feldlager von wiehernden Rossen und fröhlich sich neckenden, zurufenden Menschen, bis das Glöcklein der Leonhardikapelle Ruhe gebietet. Die kleine Kirche ist schon von alten, andächtigen Leuten gefüllt und während die Messe gelesen wird, ist alles voll Andacht und Ruhe. Nun aber wird alles erst recht lebendig, nun beginnt der eigentliche Umzug unter festlicher Musik.
Der Zug der Wagen und Pferde geht rings um das Kirchlein herum, der Priester im festlichen Ornat steht unter dem Tore und während alle andächtig das Haupt entblößen — auch alle Insassen der Wägen — erteilt der Priester jedem Gefährt mit dem Kreuze den kirchlichen Segen.
Ist das geschehen, geht's in tollem Lauf — der gar sichere Lenker erfordert — hinab und die Musik und das Geknalle der Peitschen, das Jauchzen der Burschen, das Lachen der Mädchen geben einen Klang, der weithin die Luft der Berge mit Lust und Freude erfüllt.

Nikolaus von Chr. Bärmann

Weihnachten von G. Waldmüller

Post im Schnee von Chr. Bärmann

Weihnachten von Chr. Bärmann

Ausverkauf von Ludwig Richter

Selbstverständlich endet auch dies Fest mit fröhlichem Gelage im Wirtshaus. Und an Wirtshäusern ist ja im reichen Tölz gewiß kein Mangel. Schon beim Abspringen vom Wagen bringen die Burschen ihren Mäderln den gefüllten Krug und bald ist in allen Wirtsstuben kaum mehr ein kleines Platzerl zu finden.

Die Handelsleute aber machen sich die Versammlung der Bauern aus der weiten Umgebung zunutze: sie haben Buden aufgeschlagen und bieten alles mögliche feil, — denn St. Leonhardi ist die letzte Zusammenkunft der Bauern vorm langen Winter. (Nach Karl Stieler)

Weihnachten von A. Kreling

DIE CHRISTMETTE

Heilig-Abend und Weihnachten werden in den bahnfernen Dörfern Altbayerns noch heute meist wesentlich anders gefeiert als in den Städten. Wie in Altbayern die Feier vor sich geht, schildert gemütvoll und mit anschaulichem Humor der Pfarrer Joseph Schlicht in einem vortrefflichen Bücherl „Altbayernland und Altbayernvolk" (Augsburg 1886).

Ich folge seinen Schilderungen und Erinnerungen frei und mit Wahl; lasse die eingestreuten Anekdoten, die er aus seinen Erinnerungen eingestreut, weg, damit man um so eher sein für Volkskundler unentbehrliches Buch in die Hand nimmt.

Wenn der Altbayer auch nicht immer streng an die römischen Fastenvorschriften sich zu halten Lust hat — (den fleischlichen Genüssen ent-

Die Mutter am Christabend von E. Neureuther

sagt er gar zu ungern) — am heiligen Abend nimmt er's genauer als sonst. Er fastet, so weit er's nur vermag, bis zum heiligen Abend bis die Christmette vorüber. Zur Christmette aber gehen alle bis auf die Bäuerin und den Bauer oder den Oberknecht. Denn ganz allein darf Haus und Hof gerade in dieser Nacht nicht gelassen werden.

Um halb zwölf in der Nacht werden die aufgeweckt, die sich etwa abends schon hingelegt. Die Stuben füllt sich rasch mit den Söhnen und Töchtern des Hauses und allem Gesinde. Und der Bauer sorgt für ein besonders gut geheiztes Zimmer. Die knorrigsten, ausgiebigsten Wurzelstöcke werden ins Feuer geworfen, die schon lang für diese kalte Nacht bestimmt sind. Von Zeit zu Zeit geht der Bauer zum Fenster, nicht nur der Hofwacht wegen, sondern des festlichen Brauches halber: „Das heilige Christkind anzuschießen", wie die Volksrede lautet. Wer in der Christnacht, mit katholischen Bräuchen ganz unbekannt, altbayerische Dörfer durchwandert, der könnte stutzen und glauben, ein auswärtiger Feind sei im Land, ein solches Knattern und Krachen aus Gewehren ertönt herab von allen Bergen und herauf von allen Tälern. Allein es ist nur die große friedfertige Freuden- und Ehrensalve, mit welcher das Altbayernland den hehren Himmelsprinzen und Gottmenschen bewillkommt.

Inzwischen feiert sich im Pfarrtempel die heilige Christmette, bestehend aus Psalmengesang und Meßopfer. Voran geht die Mette. Sie enthält heilige, von Geistlichkeit und Orgelchor gesungene Weihnachtspsalmen, Schriftlesung und Gebet. Die Hochmesse folgt dann nach. — Es liegt zweifellos ein ganz besonderer Anreiz in diesem alljährlich nur einzigen feierlichen Mitternachtsgottesdienst: die Dorfkirche in flimmerndem Kerzenschein und eingedrückt voll katholischen Volkes; auf der Empore die vielliebe Hirtenmesse, bei welcher die Orgel zur Schalmei wird. Das Bild des Christknaben mit der rechten Hand segnend und in der linken die Welt tragend. Der Christmette mit ihren geistlichen Freuden folgen, wie bei allen volkskatholischen Festen, die leiblichen.

Kaum hat sich nämlich die warme Stuben mit der heimgekehrten Familie gefüllt, so stellt die emsige Hausmutter auch schon die duftig abgebräunte Mettenwurst auf den Tisch. Und ein fröhliches Schmausen beginnt, denn der Festtag ist vorbei. Es kommen die Tage des Jubelns und Wohlseins.

Weihnachten von Ludwig Richter

Weihnachten von Ludwig Richter

Eisschießen in Oberbayern von Sundblad

ALTE FESTBRÄUCHE UND WIR

In Schriften über unsere Volkssitten begegnet man häufig zwei an sich sehr wohlgemeinten Fehlern, die der ernste Beobachter und Freund unserer Art ablehnen muß.

Die einen glauben, alle unsere Volksfeste und Gebräuche in den schönsten Farben schildern zu müssen; die andern aber klagen, daß so viel guter alter deutscher Brauch verlorengegangen oder doch im Verschwinden begriffen sei.

Die Schönfärberei ist vom Übel und das Klagen über Verlorenes hilft nichts. Jener dürfen wir um so eher entgegentreten, wenn wir überzeugt sind, daß der Kern deutscher Art und Gemütheit groß und fruchtbar bleibt. Wer aber über den Verlust so manchen schönen Brauches da oder dort jammert, der schaue sich um, ob und wie da zu helfen ist.

Oft genug ist der Verlust nur ein scheinbarer, denn manch alter Brauch hat nur ein anderes Gewand angenommen. Und nur was sich nicht mehr wandelt, ist im Absterben.

Im andern Teile dieses Buches werden wir ja an mehr als einem künstlerischen Bilde feststellen können, wie sehr sich die Formen der Sitte wandeln, wie sie sich schon in der „guten alten Zeit“ oft viel rascher gewandelt haben, als wir meinen, als wir in die Vergangenheit Kurzsichtigen wissen. Das gilt am offensichtlichsten vom Gewand, aber auch von anderen Formen, sogar vom Bauernhaus.

„Kindeln“ von Sundblad

Über die Gründe zu solchen Veränderungen belehren uns die Wissenschaftler der Volkskunde. Wir werden hier nur aus Bildern erinnert werden, daß im Gewand nicht immer Zweckmäßigkeit die Form gegeben hat, daß andrerseits andere Lebensbedingungen und kaum immer feststellbare Einflüsse Gewand und Haus, Werkzeug und Form des Volkes geändert haben.

Weder das Klagen, also das Verhäßlichen, noch das blinde Verschönern wird der gutheißen, der einmal die Wandlungen der Sitte im Verlauf der Jahrhunderte mit offnen Augen der Künstler verfolgt hat. Aber gründliche Beobachtung der Wandlungen muß schließlich das Recht zu Veränderungen auch in unserer Zeit erhärten. Und daß es nicht so schlimm bestellt, mag vorläufig das Wiederaufleben der Sonnwendfeiern unserer besten Jugend zu wahrhaft stärkenden nationalen Festen deutlich machen. Es werden auch heute noch immer neue Formen alter Sitten. Da und dort hat man gerade in Städten eine gar schöne neue Form für das Erntedankfest gefunden, von dem ja schon lange der Städter kaum mehr etwas Rechtes gesehen und gewußt hat: die Kinder einer kirchlichen Gemeinde bringen in ihren Körben und schön geschmückten Wägelchen allerlei Früchte ihres kleinen Heimgartens zur Kirche und dann geht der ganze bunte Zug der Kinder unter fröhlicher Musik zu irgendeiner Anstalt für arme oder verwaiste Kinder und beglücken so in einer Form, die alles Kalte verliert, ihre Mitmenschen als Dank für des Jahres Ernte.

Silvesterbowle von v. Zumbusch

(Mit Genehmigung des Verlags der „Jugend", München)

Aber es gibt noch eine ganze Fülle von schönen Neubelebungen alter Sitten. Ich erinnere an München und seine vielseitige Künstlerschaft. — Wie außerordentlich haben dort Männer wie der Hofgoldschmied Heiden oder der Erbauer des Nationalmuseums: Gabriel von Seidl, und so viele andere, die es wert wären, genannt zu werden, für die Neubelebung alter schöner Bräuche gewirkt, nicht durch weise Reden, sondern durch praktische, künstlerisch und gemütlich gereifte Tat! Wer je einmal München bei großen Volksfesten, bei Empfängen eines großen Herrn oder großer Körperschaften miterlebt, weiß, was ich meine. Schmuck, Gewand, Spiele haben ein neues und doch vertrautes Gesicht bekommen! Und wer sehen will, wie auch heute noch der Freispruch von Lehrlingen so gefeiert werden kann, daß man das Gefühl bekommen muß, nichts ist noch verloren, auch unsere Zeit ist hier schöpferisch, muß solche Feste in den großen und angesehenen Vereinen Münchens mitmachen. Denn wer meint, die Großstadt müsse hier unbedingt zerstörend wirken, wird eines besseren belehrt. Nur muß er einsehen, daß hier die beste Mithilfe, ja die eigentliche Förderung von Künstlern ausgehen kann.
Wir wollen also aus den Bildern alter Künstler nicht die Klage herleiten: „Ach wie schön war es einst", wir wollen glauben, daß auch heute noch gute deutsche Art in immer neuem Gewand sich zeigen darf und zeigen wird. Nur dürfen wir uns nicht begnügen mit Zuschauen, nicht mit Dreinreden und erst recht nicht mit Nachäfferei bäuerlicher Sitten, was wohl das Schlimmste von allem wäre.

Am Ofen von M. v. Schwind

LIEBESLEUT' UND HOCHZEITER

VORWORT ZUM ZWEITEN TEIL

Ich beschränke mich in diesem Bändchen auf wenige unentbehrliche Worte, um Volksgedichten und Dichtern selbst das Wort der Belehrung fast ganz allein zu überlassen.

Denn es macht sich, meines Erachtens, schlecht: prosaische Auseinandersetzungen über Sitten und Gepflogenheiten von Verliebten, Verlobten und Neuvermählten zu lesen, neben Bildern von freien, frohen Künstlern. Das gilt zumal vom ersten Teil dieses Bändchens, der uns ins bayerische oder österreichische Oberland führt.

Und wenn ich hier diesen kleinen Teil des Vaterlandes vor anderen bevorzuge, weiß ich mich von jedem verstanden, der Sitte und Art des süddeutschen Volkes und das hier in Betracht kommende reiche künstlerische und dichterische Material auch nur einigermaßen kennt.

„Die seltene Begabung und die plastische Kraft, die speziell in dem bayerischen Volksstamme ruht, hat sich auch in der Ausgestaltung seiner Sitten und Bräuche aufs reichste bekundet. Doppelt reich aber tritt sie uns gerade im bayerischen Hochland entgegen, dessen gewaltige Natur die schöpferischen Keime der Volksseele besonders anregt und dessen freiere Lebensweise von vornherein auch schönere Lebensformen schuf. Dazu kommt als ein wichtiger Faktor, daß die hundertjährige, tiefe Abgeschlossenheit dieser Gebiete, die ja erst seit einem Menschenalter durchbrochen ist, auch die Erhaltung alter Sitten ganz besonders begünstigte."

Das sind Worte Karl Stielers, deren Richtigkeit heute nach rund fünfzig Jahren der Allgemeinheit noch mehr einleuchten dürfte als je zuvor.

★

LIEBESLEUT IM ALPENLAND

„Nicht bloß bei uns, auch draußen auf dem Lande ist der Gegensatz zwischen Herz und Interesse ein bewußter und manchmal sogar ein recht akuter; je zwangloser man bei Anknüpfung einer „Bekanntschaft" verfährt, desto bedächtiger geht man (wenigstens beim Großbauer) mit dem Heiraten zu Werke. Die Vermittlung, wenn sie sich auch nicht in Inseraten ausprägt, hat doch immer noch im mündlichen Verkehre einen großen Spielraum, damit nicht nur die Herzen, sondern auch die Summen zusammenpassen. Man geht mit feierlicher Miene auf die „B'schau", bevor man die Sache „richtig macht" und dann erst folgt der feste „Verspruch"[1]).
„Wenn ein Dirndl" — schrieb einst Karl Stieler in seinen unverblaßten „Bildern aus Bayern" — „im bayerischen Hochland siebzehn oder achtzehn Jahre zählt, so werden es ihm die Eltern gewiß nicht verargen, daß es auf einmal, ganz unangemeldeterweise, einen Schatz hat. Ist das so ein Bursche, bei dem sich etwa einmal an eine Heirat denken läßt, dann um so besser; wenn nicht, so denken die Eltern, daß sie es ja zu ihrer Zeit auch nicht anders im Brauch hatten.
Da gibt es keine offizielle Vorstellung oder Erklärung, sondern alles wird auf dem Wege der Tatsachen abgemacht; die beiden „gehen" kurzweg „miteinander", wie der landesübliche Ausdruck lautet. Auf dem Tanzplatze, wo sich alle bäuerliche Gesellschaft konzentriert, gelten sie nun als ein regelrechtes Paar, und kein Kamerad darf nunmehr mit dem Dirndl einen Ländler wagen, ohne vorher ihren Burschen um Erlaubnis anzugehen. Er selbst aber tanzt fast nur mit ihr allein; während des ganzen Festes sitzt sie an seiner Seite oder auf seinen Knien, und mit Argusaugen verfolgt er jeden, der allzu eifrig da „herüberspitzt". Wenn Markt im Dorfe ist — viermal des Jahres — so muß er sie auch da begleiten und ihr ein stattliches Angebinde verehren, ein seidnes Halstuch, ein schönes Fürtuch oder sonst einen Zierat, womit sie zur Kirchweih prangen kann.
„Dös is halt no die schöner Zeit, dös san die jungen, dummen Jahr",

[1]) Aus dem Vortrag Stielers: Sitte und Brauch im bayerischen Hochland. Stielers Werke sollte jeder Freund Oberbayerns kennen. Es gibt kaum einen köstlicheren Führer zum Volk. Vgl. Stielers ausgewählte Schriften, herausgegeben von Dr. A. Dreyer, Stuttgart 1908.

heißt es im Volksmunde. Es ist damit gemeint, daß kein grübelndes Nachdenken und keine Sorge den Frohsinn verkümmert, es ist die lautere Freude und „Lustbarkeit", eine Lebensfrische, um die man den Charakter dieses Volkes beneiden könnte. Jauchzend springt der Bursch, dem sein Mädel entgegenkommt, in die Höhe und singt:

„I bin scho' so lusti,
So steht's in koan Buch.
Und mir hupfen glei d'Füß auf
Von selm in die Schuch"

„Und die sakrische Schneid'
Und die laßt mir koan Ruah,
Kunt die Hälfte verschenken
Und hätt' allweil no gnua."

Sie aber erwidert ihm mit Lachen:

„Und die richtigen Dirndln,
Die busseln so gern,
Und wie mehra daß s' busseln,
Wie schöner daß s' wern."

Gleichwohl sind es nicht in erster Reihe Ansprüche an die Schönheit, welche man stellt, sondern die Hauptsache ist allezeit eine heitere, frische Sinnesart, mit einem Worte „die Schneid". Ein Mädchen, das dadurch hervorragt, ist jederzeit am meisten umworben, vor allem, wenn sie schlagfertig reden kann, denn man darf auch von unseren Bauern sagen, daß bei ihnen jedes Genre erlaubt sei, nur das langweilige nicht. Man spricht dort sehr offen und animiert über die Einzelheiten der weiblichen Schönheit, aber Wert hat diese Schönheit in den Augen des Volkes nur, wo sie von einer gewissen Lebensfrische, von einer energischen Individualität getragen ist, sonst heißt es von solchen Mädchen: „Es ist ein Bild ohne Gnad." Der Bauer meint damit, daß es zwar zahlreiche Heiligenbilder gibt, die recht schön und verehrungswürdig seien, denen aber jede Gabe mangelt, Wunder zu wirken.

Zum Glück für die „Buabn" sind die „Bilder ohne Gnad" im bayerischen Hochland gar selten, denn die unendliche Mehrzahl der Mädchen zeigt entschieden eine lebendige Begabung, eine natürliche Liebenswürdigkeit des Charakters, von der die Fremden gar keine Ahnung haben. Denn die holen sich höchstens ab und zu eine vorlaute Antwort, die ihnen dann ebenso unverständlich ist, wie dem Mädchen ihre Frage war. Wer etwas Rechtes hören will, darf nicht mit der Türe ins Haus fallen. Schon durch ihren Beruf, der sie stets mit Feld und Weide, mit dem Almenleben, mit der freien Natur in Fühlung erhält, gewinnt ihr Charakter und ihr ganzes Wesen eine Frische, die denjenigen fehlen muß, die in enger

Beim Kammerfensterln von Pocci

Stubenarbeit heranwachsen. Kein Zug der Verkümmerung drängt sich in dieses Leben ein; ein Maß persönlicher Freiheit ist ihrem Tun vergönnt, um das sie mancher aus „höheren Ständen“ beneiden könnte.

Wenn das Dirndl sich ein Herz faßt und lange drum herum spricht, was gestern der Hans alles zu ihr gesagt, und wie schön der sei, und wie brav, und wenn sie plötzlich stockt, während das Spinnrad lustig weiter schwirrt, dann erwidert die Mutter lachend: „Tu nit soviel umeinander reden, ich weiß schon lang, was kimmt. Verliebt bist halt.“ Aber sie wehrt ihr nicht, denn sie weiß ja, wie es ihr selber dereinst gegangen. Sie sagt ihr nicht: „Sei fein brav“, sondern höchstens: „Dirndl, sei fein g'scheit!“ Sorgsamer als sonst sind nun die Nelken auf der braunen Altane des Hauses gepflegt, denn die Nelke ist ja die Blume der Verliebten. Das Dirndl steckt sie ins Mieder und von dort wandert sie dem Burschen auf den Hut oder hinters Ohr. Das kleine Fenster der „Dirndlkammer“, es geht hinaus auf die Lauben, es ist offen, denn die milde Nachtluft im wunderbaren Vollmondglanz strömt herein.

Drunten ertönt ein leiser Pfiff, sie horcht und im Schatten am Brunnen sieht sie die schlanke Gestalt ihres Liebsten stehen. Lange, lange plaudern sie dort am Kammerfenster, sachte klettert der kühne Bursch empor auf das braune Geländer, er möchte wohl Einlaß haben in das stille schlafende Haus, aber — „Dirndl, sei g'scheit!“

Und übers Jahr blasen und fiedeln die Musikanten zum Hochzeitsgang und wenn der Ehrentanz kommt und der Hochzeitlader seine Ansprache beginnt, dann wünscht er wieder wie er's der Mutter gewünscht, dem „jungen Paare ein halb dutzend Kinder und auch etliche Dirndln drunter, denn wo koane Dirndln san, san die Buben auch nit munter!“

BEIM KAMMERFENSTERLN

Schnadahüpferln von Franz von Kobell — illustriert von Grafen Franz Pocci

Und wie stiller is d' Nacht
Und wie schöner san d' Stern
Und wie hoamlicher d' Lieb
Und wie mehr hon i's gern.

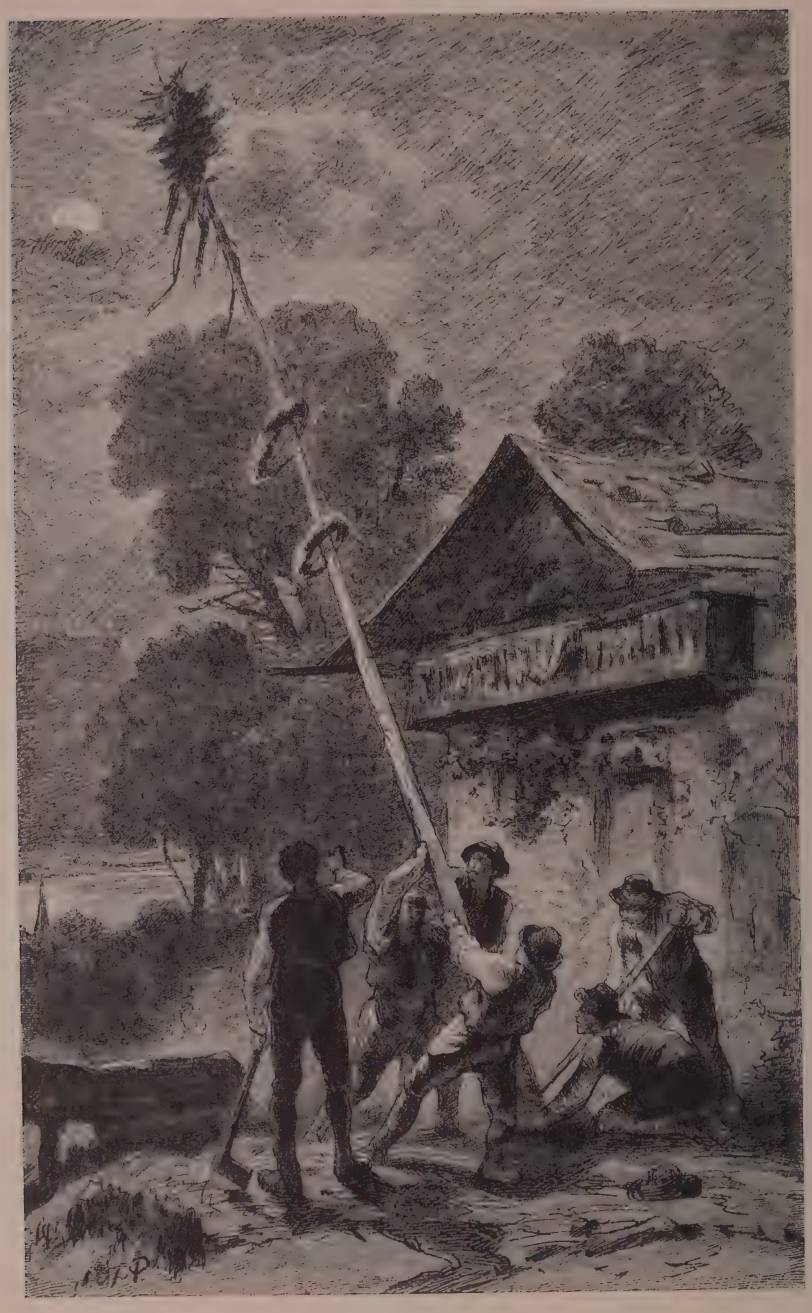
Du flachshaarets Diendl,
Di' hon i so gern,
Und i kunnt wegn dem Flachs
Glei' a Spinnradl wern.

Und's Diendl is brav
Und voraus halt, wann's schlaft,
Denn da hats do koa Zeit,
Daß' s um andri rumgafft.

VOM MAIBAUMSETZEN

Blumen, Blumensträuße aus Garten, Wald und Feld spielen in jeder Liebe eine große Rolle; früher wie heute noch und weiterhin. Niemand soll nach der Größe der Gabe die Größe der Liebe berechnen und das kleine Blümchen Vergißmeinnicht hat schon oft mehr Zuversicht ausgesprochen als das größte städtische Monstrebukett aus dem nächsten Blumenladen. Aber unsere kerngesunden Gebirgler, die recht gut Bescheid wissen mit der Blumensprache — die Steiermärker zumal — haben seit alters her in der Nacht zum ersten Mai sich nicht mit kleinen Blumen begnügt, um ihrer Herzallerliebsten die Liebe zu gestehen. Dann ist ihnen kein Buschen groß genug, sie nehmen die allergrößten Tannenbäume, die sie nur herbeischleppen können, als Liebesgruß, als öffentliche Ansage der Liebe fürs Leben.

Im steiermärkischen Ennstal und anderwärts sieht man gelegentlich noch im Sommer vor Häusern und in Gehöften Tannenbäume, die bis fast zur Höhe abgeschält sind und nur am obersten Wipfel noch die grünen Zweige tragen. Das sind die Maibäume, die irgendein Bauernbursch in der Nacht zum ersten Mai mit andern Burschen heimlich aus einem entfernten Walde herbeischleppen ließ, um sie vors Fenster des Mädels aufzupflanzen, die er zum Schatz, zur Frau begehrt. Das schwere Geschäft des Aufpflanzens hat in größtmöglichster Heimlichkeit und Stille zu geschehen, denn das Dirndl soll erst am andern Morgen den Baum bemerken, was selten genug der Fall sein mag. Jedenfalls soll sie erst erraten müssen, wer den Maibaum gesetzt, der oben mit allerlei Bändern geschmückt ist.



Maibaumsetzen in der Steiermark von Frz. v. Pausinger

Das Dirndl sieht den Maibaum vorm Fenster. Lithographie von X. Zimmer

Rosegger hat in seinen vortrefflichen „Wanderungen durch Steiermark und Kärnten“ einige „Gaßlsprüch“ mitgeteilt, die zwischen den verliebten Pärchen gewechselt werden, um herauszubekommen, von wem das Zeichen der Liebe, für wen es bestimmt.
Nachts klopft der Bursche ans Kammerfensterl:

„Mei Herz und mei Sinn
Is in Kamerl da drin,
Wie stell ihs dan an,
Daß ih nach eini kan“

oder

„Du herzi liabs Schatzerl,
Du Himelschlüßl,
Steh auf und moch auf
A kloanzigs Bißl!“

Und wenn darauf keine Antwort folgt, fragt er:

„Dirndl, bist stulz,
Oda kenst mih nit,
Oder is des
s' recht Fensterl nit?“

Dann erst hört er sie wohl flüstern:

„I bi nit stulz,
Ih kenn dih wul,
Du bist da Bua,
Der kema sul.“

Nun weiß sie gewiß, wer den Maibaum ihr gesetzt, nun weiß der Bua auch, woran er ist, und die ganze Gemeinde weiß es, und nun darf meist die Hochzeit nicht allzulang auf sich warten lassen.
Und ehe die letzten Nadeln vom Maibaum gefallen, muß der Herr Pfarrer das Paar schon von der Kanzel herab verkündet haben. Denn solch Maibaum hat als Verlobungsanzeige ein schwerer Gewicht denn das gedruckte Inserat in der Stadtzeitung.“
Natürlich darf dem Maibaum bis dahin auch kein Mißgeschick widerfahren. Denn sonst sagt der Aberglaube der Dorfbewohner gleich Schlimmes voraus. Eine Verstümmelung durch Sturm und Wetter oder gar durch boshafte Hand bedeutet Untreu und großes Herzeleid.

★

Werbung (Hochzeiterleut), Gemälde von Franz von Defregger
(Phot. Franz Hanfstaengl, München)

EIN BAYERISCHES BRAUTSTANDSLIED

mitgeteilt von Joseph Schlicht[1])

Wer si 's Nesterl will baun,
Muaß aufs Asterl guat schaun,
Daß as hihängt aufs best,
Daß as omacht schö fest;
Daß 's koa Sturm nöt verdraht,
Daß 's koa Wind nöt verwaht,
Daß 's koa Wiesl dalängt,
Daß s'n Marder z'hoch hängt.

Aba's Nest no so kloan
Kannst du baun nöt alloan,
Is a Weiberl dabei,
Na is recht, na gehts glei'.
Denn an Weiberl ihra Hand
Is da halbet Verstand,
Ihra Liab, ihra Treu
Halt dös ganze Gebäu.

Hast a Weiberl, das recht,
Gehts dir eh nimma schlecht.
Dei Nest wird da gefalln,
Koa Köni kunnt da's zahln.
Und a Gwirrlat wird wer'n,
Wennst die Junga wirst hörn.
Schau, wia liab als nöt toan,
Deine Zeisln, die kloan.

HOCHZEITERLEUT

von Karl Stieler

Wer klopft draußt? — As Dirndl,
Die druckt si an d' Wand, . . .
„Oh Jessas, jetzt kemmens" . . .
Sie lacht schon und spannt.

Glei zwoaspanni kemmens:
Der Alt' und der Jung'!
Und der Alt sagt sei Sach'
Und die ganz Moanigung,

Was er hat, was er kriegt,
Daß er alls übergiebt. —
Und der Jung', der sagt gar nix,
Der is grad verliebt!

Aber d' Mutter steht auf:
Und die steht dir scho da
Wie an oachener Hackstock,
Der bricht nit leicht a'.

Dös is jetzt a Metten,
Da wird disputiert,
Und die Kloan spannens aa scho,
Was da jetzt passiert! . . .

„No, Mutter, wie is 's jetzt?"
Hat der Alte z'letzt g'fragt.
„Ja, Vater — a, so is,
Daß's — nix is", hat er g'sagt.

---

[1]) In „Bayrisch Land und bayrisch Volk". München 1875. Hier, wie auch sonst, glaubte ich manches Wort, das dem Nichtbayern allzu fremd vorkommen könnte, etwas oder ganz ins Hochdeutsche übertragen zu dürfen.

Am Kammerfenster der Sennerin von E. Neureuther

EIN WORT ZU NEUREUTHER

Einer der besten künstlerischen Volkskenner und Volkskundler Bayerns ist und bleibt Eugen Napoleon Neureuther.

Im Jahre 1829 erstand das erste Heft seiner lithographierten „Schnadahüpferln". Große Bogen mit reizenden, lebendigen Sittenschilderungen und Landschaften vom bayerischen Hochgebirge. Darin Schnadahüpferln und Noten zum Singen.

Die obere Hälfte eines dieser Blätter bringen wir auf dieser Seite. Es gewährt vorzüglichen Einblick in eine Almhütte, deren Sennerin so sitzt, daß sie ihr kammerfensterlnder Bua kaum sehen kann. Für Volkskundler sind diese großen Lithographien eine Fundgrube sondergleichen, denn alles ist mit größter Treue und Liebe wiedergegeben; und wer sich die Mühe nimmt, diese Inneneinrichtung mit einer Sennhütte von heute zu vergleichen,

schärft seine Augen für das, was heute noch so und was sich inzwischen geändert haben sollte. Es wird nicht gar zu viel sein.
Neureuther sah nicht nur in Kleidung, Haus und Gerät wesentliche Charakteristika des oberbayerischen Volkes, er erkannte vielmehr in seinen Liedern und Weisen, ja selbst in dem, was fast erst hundert Jahre später des Anschauens für wert erachtet wurde: in den Zeichnungen und Malereien des Volkes selbst wertvollste volkskünstlerische Denkmäler der Erkenntnis. Er war einer der allerersten, der diese Schätze als solche erkannte und aufdeckte und künstlerisch neu gestaltete.
Heute gibt's ja sogar gelehrte Bücher über Bauernmalerei, weil manche Maler der Städte ihr aus Verkennung der Umstände möglichst ähnlich malen möchten. — Jene Zeichnungen unter den Noten geben zweifellos echte Bauernmalereien wieder, die Neureuther in Sennhütten, auf Marterln und Wegkreuzen, in Kapellen und in Ställen gesehen haben mochte. Von einem Zweiundzwanzigjährigen sind all diese Blätter! Neureuther, der damals Cornelius bei den Fresken der Glyptothek eifrig geholfen hatte, war der antiken Heldenstoffe und Heldengestalten überdrüssig geworden und wanderte mit dem wenigen ersparten Geld mit einigen Freunden ins Gebirg. Sie mieden alle Straßen und Wirtshäuser, suchten auf einsamen Pfaden die Almen der Sennerinnen und Jäger auf; und nur das Volk der hohen Berge war ihre Gesellschaft.
So wurden sie zu wirklichen Entdeckern. Das war unbekanntes Land selbst für die allermeisten, die vor den Bergen in den Städten wohnten.
Freilich gingen damals auch schon andere Maler ins Gebirg — Dillis, Dorner, Wagenbauer und andere — die wir später noch kennenlernen werden; aber sie sahen nur die Landschaften und Häuser und zeichneten nur gelegentlich Gestalten und Trachten ab. So vielseitig alles, was volkstümlich, erschauend und künstlerisch zeichnend wie Neureuther, ging damals niemand vor.
War es doch bezeichnend für die Auffassung der Zeit: daß Cornelius, der weitberühmte, diese bäuerlichen Stoffe, die Neureuther verewigte, für viel zu geringwertig hielt, als daß sich damit ein Künstler abgeben könne. Er riet ihm dringlich zu würdigeren Themen, klassischen nämlich! Aber unser Neureuther wurde doch gerade damit ein Führer. Ein Jahrzehnt später etwa kam Franz von Kobell mit seinen ersten Schnadahüpferln heraus und gut wiederum ein Jahrzehnt später folgte Karl Stieler, der Malersohn und Poet mit manchen anderen.
Wie sehr aber das Schnadahüpferl im Volk der Berge lebt und wirkt,

Radierung von E. Neureuther

wie und wo und wozu es meist entsteht, wird gleich gelegentlich zu erwähnen sein. So gut man sagen kann: der kenne nicht antike Kultur, der sich nicht gründlich in antiker Vasenmalerei umgeschaut, so richtig ist es zu sagen: der kennt die Alpler nicht, der nicht ihre G'sangln und Schnadahüpfeln kennt und mag er auch bei jedem Volkstrachtenfest im oberbayerischen Gewand daherkommen und alle Jahre ins Alpenland zur Sommerfrische fahren.

Schuhplattler, Radierung von E. Neureuther

Beim Hochzeitladen, Zeichnung von L. Hartmann

BEIM HOCHZEITLADEN

von Karl Stieler

Ja Mutterl, guat Morgen,
Heunt kimmst mir grad recht,
Dös siegst mir schon an,
Was i heunt von dir möcht.

Koa Bussel is's nit,
Denn zu dem bist scho' z' alt.
Aber's gibt scho' noch junge,
Die wo dös Sach g'fallt.

Und 's Lisei macht Hochzeit,
An Toni will's ham;
Aber oaner alloa
Bringt die Gaudi nit z'samm.

Desz'wegen lad i ein,
Und wer kimmt, is uns recht;
Aber Jemand muß kemma,
Denn sonst geht's Enk schlecht!

Jetzt hab i's Enk g'sagt
Und jetzt wißt's es — i geh,
Am Montag is d' Hochzeit
Und schön wird's — juchhe!

Kammerwagen, Zeichnung von Karl Mayr-Graz

DER KAMMERWAGEN

von Karl Stieler

Was is's denn? was gibts denn?
Z' letzt habns uns bloß g'stimmt?
Da juchezn d' Leut' schon:
„Der Kammerwag'n kimmt!"

Dort fahrt er schon füri,
Die Bräundln, die ziehgn —
Der Flachs und die Kasten
Und d' Bettstatt und d' Wieg'n!

Wie's nacheinand hergeht,
Liegts nacheinand oben,
Und dös allerschönst' Dirndl
Sitzt z'höchst oben droben.

Aber hint nach geht's Blaßl,
die allerschönst Kuah,
Wo's Lisei dahingeht,
Ghört's Blaßl dazua!

Und jetzt juchezt's nur, Buben,
Jetzt schreit's, nur recht, Leut!
Wo a Kammerwag'n geht,
Da hat d' Straßen a Freud.

Wieviel hab i Guats
(Denkt ihr's Dirndl derwei)
Und dös Best, was i hab,
Is noch gar nit dabei!

Kammerwagen, Zeichnung von Watter

VON HOCHZEITERN UND HOCHZEITEN IM DEUTSCHEN ALPENLAND

Ohne gut abgelaufene „B'schau" keine Hochzeit.
Oft genug geht die „B'schau" aber so aus, wie sie uns Stieler in seinem launigen Gedicht „Hochzeiterleut" erzählt.
Und wie die Überredung der Braut nicht immer ganz leicht — wie wichtig die gegenseitigen Rechnungen der Eltern, läßt uns Defreggers Bild „Werbung" einigermaßen deutlich ablesen. Der Disput ist gar lebhaft und ganz andere Dinge als Fragen der Liebe werden da gründlichst hin und her erwogen.
Ist aber alles gut ausgegangen, ist man sich über alles Heiratsgut bis auf den letzten Heller einig geworden, wird der meist berufsmäßige Hochzeitlader, der ein sehr guter Sprüchemacher sein muß, beauftragt, die Einladungsreise anzutreten.

Von Karl Stieler bringen wir ein Gedicht und von Ludwig Hartmann die Skizze eines solchen Hochzeitladers bei seiner Tätigkeit. Als öffentliche Verlobung d. h. als Einleitung aller Hochzeitsfeierlichkeiten gilt im allgemeinen das „Stuhlfest" oder „Brautexamen". Hier mag's außer der Prüfung über die Kenntnisse der Sakramente, des Breviers und der Gebete wohl manchmal zu heiklen Gewissensfragen kommen. Doch fallen hier auch die allerschlechtesten Examinanden niemals durch; nur für den Spott der Zuhörer brauchen sie dann wohl nicht zu sorgen.

Ein Teil der vielen geldlichen und wirtschaftlichen Abmachungen wird erfüllt durch den „Kammerwagen" der Braut, dem wohl jeder schon mal im Gebirge begegnet ist. Nicht immer und nicht überall wird er von einem so großen Festzug begleitet, wie ihn Mayr-Graz zeigt, aber ein großes Fest der Neugier für den ganzen Ort ist die Ankunft des Kammerwagens gewiß.

Diese Stimmung gibt Karl Stielers fröhliches Gedicht wieder. Ist alles vom Kammerwagen abgeladen und im Hause so aufgestellt, wie sich's gehört, kommt wohl der Herr Pfarrer und segnet Brautbett und allen Hausrat in Gegenwart des Brautpaares und der im Gebet lauschenden Mutter.

Nun aber kann die Hochzeit beginnen.

Wie sie vor sich ging und meist ungefähr noch heute geht, lassen wir uns zunächst von dem gelehrten Staatsbeamten Lipowski berichten, dann aber von Joseph Schlicht erzählen und durch Lieder Karl Stielers lebendig machen.

In Lipowskis Bericht ist, wie von so vielem anderen, nichts gesagt vom „Suppensalzen".

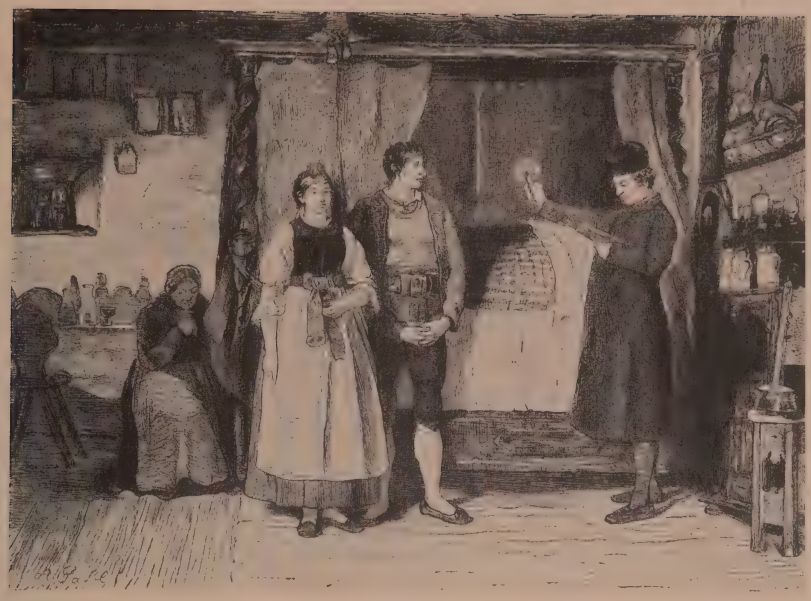
Am Hochzeitsmorgen — noch vor dem großen Festmahle — findet meist „Die Morgensuppe" statt, denn es wäre doch gar zu grausam, die jungen Leute hungrig in die kirchliche Feier gehen und bis zur Mittagszeit warten zu lassen.

Wenn nun die Braut das Haus betreten, wird ihr von der Köchin Suppenschüssel und Salzfaß gereicht. Sie kostet davon, tut, wenn nötig Salz dazu, und legt — was nicht zu vergessen ist im Verfolg der sehr realen Vorgänge — ein gutes Trinkgeld ins Salzfaß für die Köchin. Nun können wir die Bilder von Tanz und Fest von Kobell, Waldmüller, Quaglio u. a. für sich sprechen lassen. Hervorheben aber möchte ich das wundervolle, wohl von mancher Staatsgalerie begehrte Gemälde Josef Wopfners, das einen fröhlichen Hochzeitszug am Walchensee darstellt, und all die Pracht der Farben von

Brautexamen von M. Schmid

Suppesalzen von Watter

Bergen und Wäldern, von See und Himmel und Fahnen und Gewändern — und nicht zuletzt das ganze ausgelassene, juchzende Gebaren der Hochzeitsleutchen uns fühlen läßt und unvergeßlich macht!
Wenn wir doch einmal eine Galerie solcher Meisterwerke beisammen hätten! Was gäbe das für ein Heimatmuseum.
Haben wir vom Ehrentanz kein Bild (das von Kobell könnte man allenfalls als Einleitung eines solchen ansehen) —, so mag Stielers Gedicht sehr wohl ein Bild zu ersetzen.
Wie fröhlich es oft während des Mahles zugeht, sagt uns Schlichts Aufsatz: „Das Ehren der Hochzeitsgäste".
Gegen Schluß des Hochzeitsmahles muß — in Niederösterreich — die Braut auf den Tisch steigen und zwischen all dem Tafelgeschirr, das darauf steht, auf den Hochzeiter zugehen. Stößt sie irgend ein Gefäß um, so ist's ein böses Zeichen, besonders hinsichtlich des Kindersegens. Natürlich sorgen die guten Freunde, so sehr sie es nur können dafür,



Einsegnung des Brautbettes von Alois Gabl

daß der Braut ein kleines Mißgeschick zustößt — oder sie suchen doch wenigstens sie zu erschrecken, indem sie selbst irgend ein Glas in der Nähe umstoßen, was zu allerlei Spaßbemerkungen Anlaß gibt.
Nach der Schilderung Robert Weissenhofers in dem Werke des Kronprinzen Rudolf von Österreich spricht der Brautführer dabei folgende Worte:

Ist die Braut g'sund und frisch,
So kommt sie über den Tisch;
Ist sie frisch und wohlgemut,
So springt sie über meinen Federhut;
Ist sie aber matt und krank[1]),
So kommt sie nach der Bank.
Geb sie aber Acht,
Daß sie koan schlechten Tritt nit mach',
Sonst wird die ehrsam Jungfrau-Braut
Um an Eimer Landwein gestraft,
Um an Eimer Branntwein,
Um a Bäckerkreinz'n voll Kipfl,
Da kriegt jeder a Zipfl.

Ein spannender Vorgang für alle Zuschauer also und für die Braut vor

[1]) d. h. nicht Jungfrau.

allen. — Ist die Braut nicht mehr Jungfrau, so geht sie längs der Bank von ihrem Platze. Ist das Fest aus, dann werden jeweils die Gäste und das junge Ehepaar — wenigstens ein Stück des Weges mit Musik heimbegleitet — sie werden „heimgegeigt" oder „heimgeblasen", wie uns Greils niederösterreichisches Bild zeigt und Stielers oberbayerisches Gedicht sagt.

EINE HOCHZEIT IN SCHLIERSEE[1])

Wenn alle Gäste versammelt sind, richtet zunächst der Hochzeitlader oder Brautführer an die Gäste das Wort, im Namen des eigentlichen Hochzeiters, um sie dann in die Kirche zu begleiten. Nach dieser Feierlichkeit begibt sich der Zug, wobei die Braut in der Mitte von zwei Kränzeljungfern einherschreitet, in das Wirtshaus, wo der Tisch gedeckt und die Speisen aufgetragen werden. Der erste Toast wird vom Brautführer auf das Wohl des Herrn Hochzeiters und der Jungfrau Hochzeiterin ausgebracht.

Ist das Hochzeitsmahl beendet, werden Teller und Schüsseln abgetragen und den Neuvermählten Geschenke von den Gästen gemacht, die in Geld oder Hausgeräten, Kleidungsstücken, Leinwand, Flachs, auch Lebensmitteln bestehen.

Wenn diese Hochzeitgaben von der Braut an Ort und Stelle gebracht und verwahrt worden sind, fängt der Tanz an. Entweder tanzt der Hochzeiter selbst oder der Vornehmste aus den geladenen Gästen zuerst mit der Hochzeiterin. Das ist der Ehrentanz.

Nach diesem erst vergnügen sich alle anderen, bis der ganze Ball zu Ende ist. Nun spricht der Hochzeitlader für die Neuvermählten den Gästen den Dank aus.

„Still! Nur eine kleine Weil sollt ihr still sein. Aber nit meinetwegen, sondern den Brautleuten ist daran gelegen, denn die haben mir aufgetragen, was i soll den freundlich lieben Gästen vorsagen. Zuerst soll i fragen, wie ihr lebet und schwebt, dann wie euch das Essen und Trinken hat geschmeckt."

Wenn nun die Gäste rufen: „Alles war gut, auch war des Essens und Trinkens genug", fährt der Hochzeitlader fort:

„Hierüber haben der Wirt und d' Wirtin große Freud, auch selbst der

---

[1]) Geschildert von Lipowski — vor etwa hundert Jahren.

Oberbayerische Hochzeit. Lithographie von L. Quaglio

Bauernhochzeit am Walchensee von Wopfner

Hochzeiter und d' Hochzeiterin sind erfreut, drum lassen sich beide durch mich bei den Gästen bedanken, öffentlich und herzlich und also nit in Gedanken; auch lassens euch bitten inniglich, ihr möcht ihnen bleiben schwesterlich und brüderlich gut Freund und gewogen ewiglich."
Damit ist das Hochzeitsfest beendet und das Brautpaar, dann die Gäste verlassen die Schenke und begeben sich nach Hause.

★

Hochzeitstanz von G. Waldmüller

„DAS EHREN“ DER HOCHZEITSGÄSTE

von Joseph Schlicht[1])

Wenn die Hochzeitsgäste ihre Ehrengaben in die Schüssel der Hochzeiter gelegt haben, fangen meist die Gsangln der Gäste an.
Der selbstgemachte und gesungene Hochzeitschnaderhüpfel ist im Bayerischen obligat.
Nur hie und da ein alter Bauer begnügt sich mit dem leeren Musikantenstückl. Was aber noch einigermaßen bei Zeug ist, das tischt ein Gsangl auf. Der männliche Gast singt es selbst, dem weiblichen singt's amtsgemäß der Brautführer; er muß überhaupt, wenn je einmal die Gsangln stocken, für jedermann und über jedermann ein Schnaderhüpferl aus

[1]) Aus Jos. Schlicht, „Bayrisch Land und Bayrisch Volk“.

Die Braut steigt über den Tisch von A. Greil

dem Ärmel schütten können, sonst ist er kein berühmter Brautführer. Was im bayerischen Burschen oder Dirndl nur webt, nämlich Liebe, Rache, Eifersucht, Spottlust, höhnendes Necken, Sittenpredigt, Übermut, Keckheit, Humor, all das gebärt schöpferisch aus sich heraus die alterprobten und nagelneu gemünzten Hochzeitschnaderhüpferln. Jeder Bursch hat sein zukünftiges Bräutlein neben sich und da singt er dann wie der Vogel, der sein Weiblein brütend im Neste hat. Steht eine Großhochzeit in Aussicht, da wird unter der Arbeit und in der Freistunde und weiß Gott, vielleicht sogar in der Kirche schon wochenlang vorher gedichtet auf ein durchschlagendes Schnaderhüpferl.
Tritt ein reiches Mäderl zum Brautpaare, um es mit einem Goldstück zu „ehren", schallt's schon durch die Stuben:

„Die schön Enzbauern-Marie
Is brav und is reich,
Sie stammt vo guate Eltern —
Die heirat si leicht." —

Tritt ein recht braunes Dirndl mit schwarzen Augen heran, singt ein unmanierlicher Spottvogel gleich:

Ländliche Hochzeit, Aquarell von W. v. Kobell

„'s Dirndl hat schwarze Augen,
Und schwarze Pratzn,
Läus' hat's wie d' Fledermäus
Und Flöh wie d' Ratzn."

„Aba na, dös is amal a rechta groba Knüttl dös!" fauchen sämtliche weibliche Hochzeitsgäste empört und erbost. Die Lene beißt sich auf die Lippen und späht nach dem Spottvogel. Sie hat ihn, wirft das Köpflein trotzig herum und singt ihm zur Stelle den Spott hinaus:

„Du därfst di scho braucha,
Du lausigs Bürschl,
Hast eh a paar Wadln
Wie Kreuzawürstl!"

Nun hat sie die Lacher auf ihrer Seite.
Dann kommt ein alter lustiger Bauer zu den Brautleuten und singt fröhlich gelaunt:

„D' Lerchn hab'n Kröpfln
Und singa damit;
Mei Weib hat an Kropf,
Aba singa tuats nit."

Ein anderer lustiger, leichtsinniger Bauer, der sein Geld regelmäßig „verschnackelt", singt kreuzfidel:

„Lusti macht durst —
Macht'n Geldbeutel laar;
Und jetzt wollt i, daß mei Geldbeutel
A Kälberkuh war."

Endlich kommt einer, der nur widerwillig der Einladung gefolgt ist, mit dem Schnadahüpfel heraus:

„I bin derselb Seppl,
Mi kennt di ganz' Welt,
Hab die Hosen voll Taschln
Und überall koa Geld."

Wie frisch kommen hier die einzelnen Stimmungen und Individualitäten, wie klar und treffend wird durch solche Schnadahüpfeln unser aller Blick eingestellt in die Welt und Umwelt der Gebirgler. Wie armselig wirkt damit verglichen die „Poesie" unserer Tingeltangel in den Städten, die wochenlang dasselbe armselige „Lied" unter dem Gebrüll der anspruchslosen Zeitgenossen hören lassen dürfen.

Joseph Schlicht, dessen Schriften allen Besuchern Bayerns ans Herz gelegt werden müssen, gibt sogar aus solchen Schnaderhüpferln, die ein einziger nach und nach auf der Hochzeit gesungen, eine ganze lustige Geschichte: wie sich ein armer, aber frischfroher Bauer eine reiche angesehene Bauerndirn ersungen hat.
Ich gebe hier nur die Liedln wieder, ohne den Text, den Schlicht als Verbindung der einzelnen Gsangln bringt.
Also sang der Franzl:

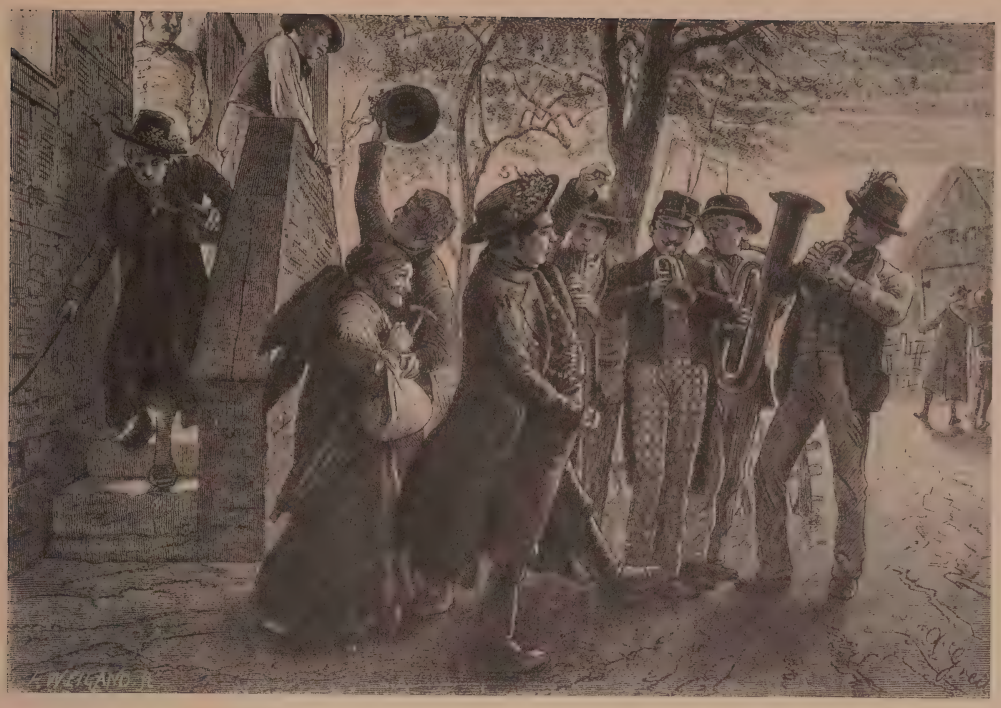
Mei Freundschaft is g'storbn,
Mei Vowandtschaft begrabn,
Und die fremdn Leut wolln
Mit oan a nix habn:
Mi grüaßt niemand, mi b'hüt niemand,
Wie i bin oder geh,
Niemand g'freut's, niemand dauert's
Is ma wohl oder weh.

Is ma wohl oder weh,
Wann i kimm oder geh,
Wann i geh oder kimm,
Auf mi halt si koa Stimm.
Mi lobt niemand, mi schändt niemand,
Geht's krumm oder grad,
Komm i nüchtern oder dampfi hoam,
Früh oder spat.

Und i hätt mei eigns Stüberl,
Mein Tisch und mei Bett,
Aber allweil alloane
Wia Tots auf'n Brett:
Koan „G'segns Gott", koan „Helf Gott",
Wann i iß oder niaß,
Und koan „Schlaf g'sund", wann i umfall
Und d'Äugln zuschliaß.

I hätt meine gradn Glieda
Und wär a nit dumm:
Um mi schaut si halt dennoch
Koa Mensch gar nöt um.

Koa Hahn kräht mir nach
Und koa Hund bellt mi an,
Ja warf i koan Schatten,
I war gar nöt da.
Drum sag i und b'haupt i:
Auf da Welt dö größt Pein
Fürn jedweden Menschn
Is's oanschichtig sein.



Heimblasen von der Hochzeit von A. Greil

Und wann i sollt sterbn
Und heili sollt wern,
Nachha klag i's die Engln
Und unsan liabn Herrn,
Und hör nit auf zu bittn,
Bis daß gebn an Befehl,
Daß oane mit mir geht,
So a freundliche Seel — — —
Di mi weckt, di mi pflegt,
Die mi b'suacht, di mi grüßt,
Die ma 's Lebn in da Ewigkeit
Kürzt und vosüßt . . .
Sollt's mar aba da drobn
A no so gehn,
Nacha z'reiß i mi selba
Und mach aus oan zwö!

„'S EHREN"

von Karl Stieler

Wenn's sieben Uhr auf d' Nacht is,
Muß Feierabend wern,
Und nachher wird abdankt,
Na gehen's zum „Ehren".

Da bringt na a jeder
Sein Sach; dös wird zählt
Und wird eing'legt in d' Schüssel,
's is lauter schwars Geld.

Da schebbern die Taler,
Dös muß scho' so sein
Und oft gehn glei' goldene
Reichsfuchsen drein.

Und für jeden wird extra
An Ansprach fürbracht,
Z'erst tut ma ihm schön
Und z'letzt wird er derlacht.

Vorstellung der Braut von L. Quaglio

Und vom Förster wird's g'sagt,
's is ihm 's Leben vergunnt;
Denn an Hirsch hat er g'fehlt
Und derschossen sein Hund!

Und die Bauern, die lachen,
Es lachen die Herrn,
's geht wie's Haberfeldtreiben
Und drum hoaßt ma's as „Ehr'n".

DER „EHRTANZ"

von Karl Stieler

Jetzt kimmt ja der Ehrtanz,
Den müß' ma ja sehgn — —
Und so geht's nur grad hintri
Ees sehgt's ihn deswegn. —

Ah, der Ehrvater, ah! —
Und er tanzt und der schnauft
Wie a Braunbär, der grad
A jungs Lampl abrauft.

Und der Hochzeiter ziehgt
Halt die Ehrmutter hin,
Wie der Fuchs die alt' Henna,
Daß's flutschert vor ihm.

Ja mein Gott, an Ehrtanz,
Den muaß ma scho ham;
Z'letzt kommen die richtigen
Doch wieder z'samm.

Der Brautkranz wird aufgesetzt von P. Fendi

'S HEIMGEIGEN

von Karl Stieler

Halb zwölfe hat's g'schlagen,
Da drob'n wird's nit aus,
„I moanet, mei Weibei,
Jetzt gehn ma nach Haus?"

Da schreien die oan scho':
„Da Hochzeiter geht."
Und die andern rebellen:
„Na, der geht no net."

Un derweil roast dös Paarl
Schön langsam davo',
Aber schaug', d' Musikanten,
Die bringt er net o'.

Die blasen ihn hoam
Und dös muß er derleiden;
Und so ziehgt er dahin —
Er hört d' Musi von weiten.

Z'letzt gehen's alloa
Und da schlagt ihm halt's Herz,
Neben sei geht sei Weibei;
Jetzt woaß er 's: Mir g'hört's!

Und da steht er am Weg,
Hat a Bussei ihr geb'n — — —
Der Tag is halt dengerscht
Der schönste im Leben!

Schwäbische Braut von Wilh. Hasemann

LIEBESLEUT' UND HOCHZEITER IN DER STADT

Wer möchte über die Art und Weise, wie sich in unsern Städten und Städtchen heutzutage oder in den letzten Zeiten die verliebten Leutchen

Der Brautkranz von Ludwig Richter

einander nähern, wie sie werben und sich heimlich oder öffentlich verloben, wie sie sich trauen lassen, wie sie die Hochzeit feiern und die Flitterwochen verleben, lange Erklärungen schreiben?
Und welcher Bursch, welches junge Mädchen braucht erst ein solches Bücherl in die Hand zu nehmen, um ja ganz nach der Regel sich zu verlieben und zu verloben?
Für Ausländer könnten allenfalls solche Mitteilungen von Wert sein — wenn die sich einem deutschen Mädel ernsthaft nähern wollten — aber

Der Hochzeitszug. Farbige Lithographie von Paul Hey

Ausländer gehen diese und uns gar nichts an und überdies gilt für junge Liebe wohl überall das, was wir von der Liebe halten:

„E bissele Lieb und e bissele Treu
Und e bissele Falschheit ist allweil dabei."

Protestantische Trauung im Elsaß von Rajon

Was aber alles der Heiratswillige zu tun hat, um die behördlich gültige Ehe vollziehen zu können, erfährt er mit dürren Worten auf Standes- und Pfarramt besser. Das ist immer erst dann Aufgabe der Volkskunde, wenn die Paragraphen andere geworden sind — was heute freilich häufiger vorkommt als in alten ruhigeren Zeiten. — So bedürfen die Bilder dieses Heftes, die uns zu heute noch üblichen Festen, Feierlichkeiten und Fahrten hochzeitlicher Kleinbürger und Städter führen, keiner Erklärung; auch dann nicht, wenn die Bilder schon vor fünfzig oder noch mehr Jahren entstanden sein sollten.

Brautkrone oder Kranz mag anders im alten Wien, anders im Schwarzwald oder in Sachsen geflochten sein, immer war und auch heute noch ist, selbst in der kosmopolitischsten Stadt, der Schmuck der Braut eine wichtige Angelegenheit, der beizuwohnen für alt und jung ein Vorzug ist.

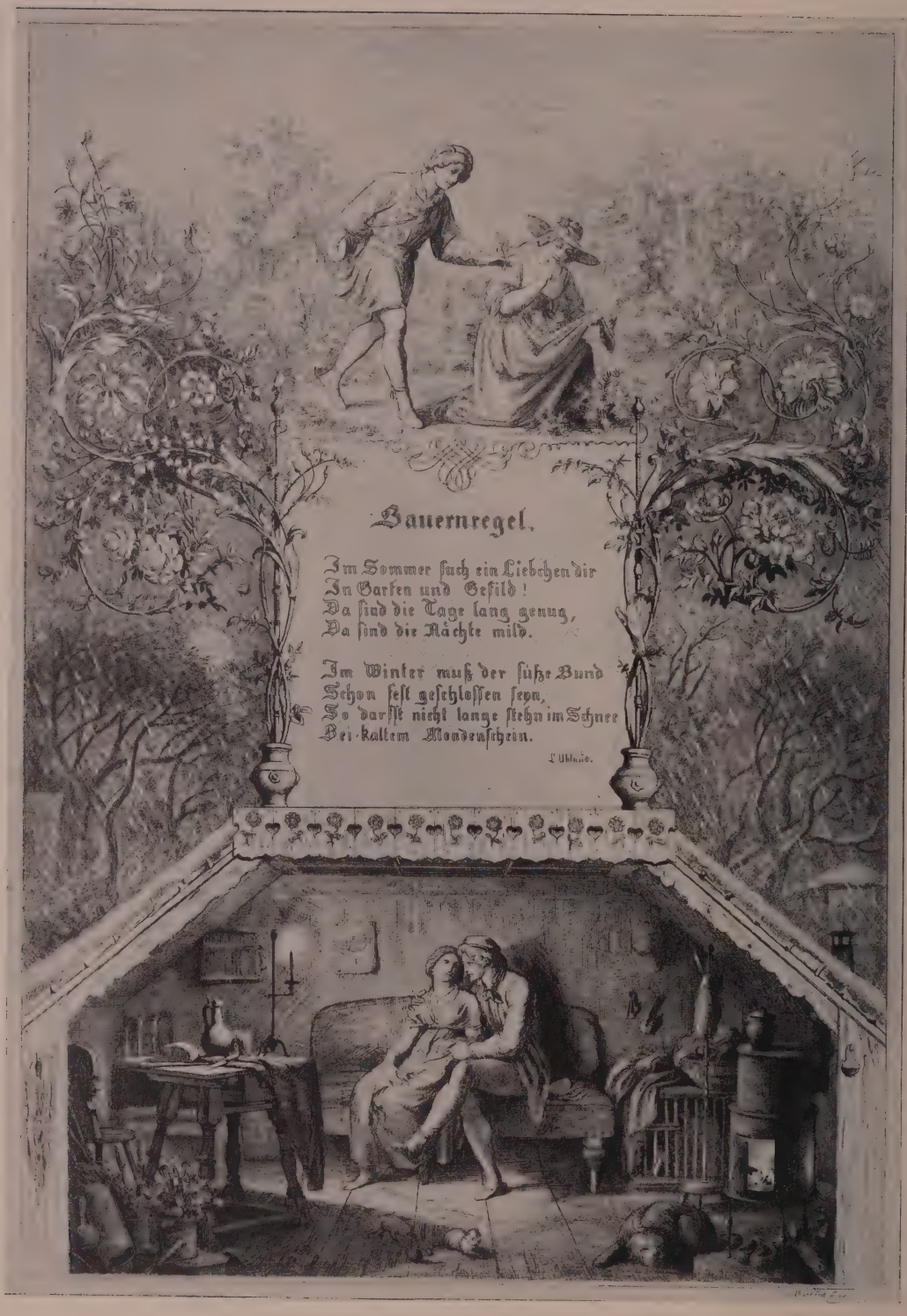
Sind die Bilder von Fendi und Hasemann für Volkskundige recht ergiebig, so zeigt sich unser Ludwig Richter auch hier wieder als der freie und schöne Verklärer, der nicht so um lokale Eigentümlichkeiten besorgt ist, aber die Schönheit der stillen Handlung unter Mutters zärtlicher

Die Hochzeitsreise von M. v. Schwind

Hilfe und der kleinen Geschwister strahlender Bewunderung und Neugier unvergeßlich macht, als ob wir stille Zuschauer, ja Nächstbeteiligte gewesen wären.

Wie diese Bilder führt uns auch das des Lorenz Quaglio nicht in bäuer-

liche Umgebung: die Ahnenbilder an den hohen Wänden, Mobiliar, Gewand und selbst der Hund sind Zeugen eines gutbürgerlichen münchnerischen Heimes um die Mitte des letzten Jahrhunderts.
Der Sohn stellt zum ersten Male seine „g'schamige" Braut den anscheinend gestrengen Eltern vor. Auf dem Lande — wie wir schon gesehen haben — sind derartige feierliche Vorstellungen überflüssig. — Rajon's protestantische Trauung geht in einem reichen elsässischen Hause vor sich. Der Pfarrer legt über der aufgeschlagenen Bibel die Hände der beiden ineinander.
Einen köstlichen Ausschnitt aus dem Kleinstadtleben von heute bringt uns der volkstümlich so glückliche Münchner Maler Paul Hey in seiner bekannten oder noch nicht genug bekannten farbigen Lithographie. — Alles was in der Wirklichkeit leicht nüchtern wirkt, hat Hey mit einer feinabgemessenen Dose echten Humors bedacht.
Man sieht den kleinen und großen Zuschauern — (die doch bei allen volkskundlichen Aufnahmen nicht unterschätzt werden sollten) — an, daß nicht allzuoft so ein großer Hochzeitszug sich durch das Städtchen bewegt. Rang und Würde der Paare lesen sich ohne weiteres ab, und die am feierlichsten und wichtigsten sich gehaben, sind wie auch sonst im Leben die eigentlich komischen Figuren. Und ich vermute, die stolze Gänsereihe hat der humorvolle Künstler aus eigener Erfindung so dicht an die kleinen Eitelkeiten in Schwarz und Weiß heranzitiert, als ob sie unbewußte Vorbilder für ungewohnte würdige Haltung sein sollten. — Die Sitte der Hochzeitsreisen — die schon mancher Bauer angenommen hat — hat keiner schöner aufgefaßt und verherrlicht, als der fröhlichste aller deutschen Romantiker: Moritz von Schwind.
Mag heute Bahn, Auto, Flugzeug das bescheidene Pferdegespann ersetzt haben, die Freude und das Glück, das wir dem einsteigenden Herrn Schwind ablesen, nun endlich ganz allein zu zweit die erste Fahrt durch Land und Leben dem eigenen Heime entgegen antreten zu können, die bleiben auch uns allezeit.
Inzwischen sind die Vermählungsanzeigen unterwegs. Und wir möchten nur wünschen, es fänden recht viele Neuvermählte zu Künstlern den Weg, um durch so ein radiertes Blatt den Nächsten die Verheiratung anzuzeigen, wie das Rudolf Schiestl in so schöner und schlichter Weise einst für seine eigene Vermählung getan.
Denn ein so radiertes oder gestochenes oder holzgeschnittenes Blatt behält auch für andere Reiz und Wert und erhält den Namen des



Radierung von E. Neureuther

Deutsche Minne, Lithographie von Eugen Klimsch

Lustschlösser, Holzschnitt von Ferd. Barth

jungen Paares besser als irgendeine Anzeige, die der nächste Drucker in herkömmlich — unpersönlicher Weise besorgt hat. Hier ist für jeden Gelegenheit, Sinn für deutsche Art zu zeigen. — Denn wie jedes Ding erst durch eines persönlichen Gestalters Hand höheren Wert und Sinn bekommt, so bleibt das ganze Bilderbuch deutscher Kunst die beste Heimatskunde — in der wir uns alle nur noch viel zu wenig bisher umgeschaut haben. Um dies zu erhärten, habe ich einige Liebesbilder deutscher Künstler eingefügt, die, obwohl sie unmittelbar nichts zur Volkskunde beitragen, doch deutsche Art treffend charakterisieren.

Man denke nur an ähnliche Bilder bei Engländern und Franzosen, bei Italienern und Wallonen, um zu fühlen, wie sehr sie den Kern deutscher Liebesauffassung sichtbar machen.

Nochmals ist hier auf Neureuther zu verweisen, der mit seiner Bauernregel Uhlands eine Brücke schlägt zwischen Stadt und Land. Die Heimdarstellung des jungen Paares könnte nicht zuverlässiger und trotzdem kompositorisch nicht glücklicher sein.

Auch des Frankfurter Klimsch Bildchen zu einem Liebesgedichte Heines, das ich freilich lieber durch Hebbels tiefes Liebeslied

ersetzt wissen möchte, verbindet Vergangenheit mit aller Zukunft deutscher Liebe. Ferdinand Barths Holzschnitt habe ich gern aus der Vergessenheit hervorgeholt: denn das Luftschlösserbauen gehört doch ganz besonders zu einer der schönsten idealen Beschäftigungen junger Liebespaare. — Zumal heute in der Zeit elendester Wohnungsnot mag wohl mehr als ein Pärchen träumen, bald wenigstens ein Zimmerchen mit Küche zu finden — und kaum träumt es davon, wird schon ein Häuschen daraus — und wieder ein schöneres und schließlich baut der träumerische Liebesgott ein Schloß über dem andern in die unendliche Luft, bis hoch in den Himmel hinauf. Die feinen Arabesken Hermann Dycks (gest. 1874) zu den guten Sprüchen für Liebende: „Zwei Hund an einem Bein, kauen selten klein" und „Herrengunst, Aprilenwetter, Frauenlieb und Rosenblätter, Karten, Würfel und Federspiel, verkehren sich oft, wer's glauben will", sind auch von feiner deutscher Art, die natürlich ebensolchen Wandlungen der Form unterworfen bleibt, wie alles Natürliche und alle Kunst. Beschließen aber möchte ich dies Büchlein von Liebesleuten und Hochzeitern mit Brennhäusers kleiner Radierung zu der echt empfundenen Klage des lebenswarmen Dichters über den Klosterbruder, der nicht an den Freuden der Natur, nicht an den Freuden der Liebe teilnehmen darf.

Radierung von Rud. Schiestl

★

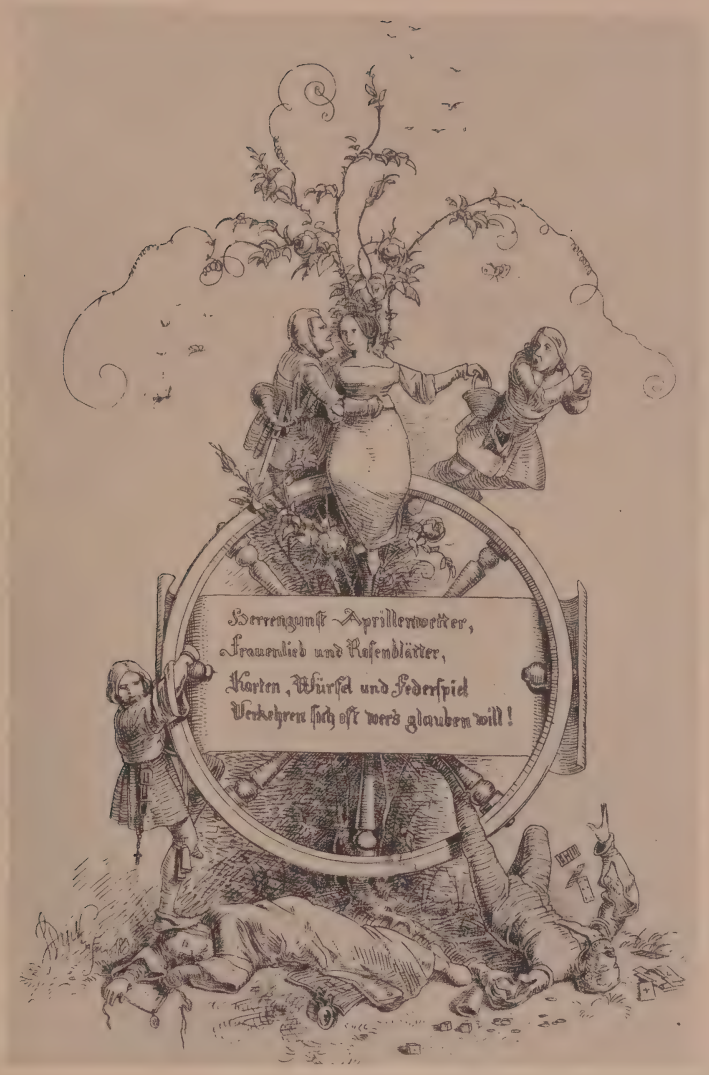
Sei uns allen Bedürfnis, künstlerische Schätze solcher Art zu heben, um in ihnen deutsche Kunst und Art gleichzeitig zu genießen. Nur glaube man nie die Gegenwart, sei arm geworden an solchen Schöpfungen. Ich wüßte aus manchem Atelier eines jungen Künstlers gute Bilder solcher Art zuveröffentlichen und täte dies viel lieber, als fast nur alte Bilder zeigen. Aber die Armut der Zeit, die dem Verleger nicht gestattet, sehr wohl

Radierung von Herm. Dyck

Zwei Hund an einem Bein
Kauen selten klein

berechtigte Künstlerhonorare zu zahlen, verbietet mir solche Darbietungen aus der Kunst der Gegenwart.

Allen Künstlern und ihren Verlegern, die wie Josef Wopfner, Paul Hey, Rudolf Schiestl u. v. a. den unentgeltlichen Abdruck ihrer Werke gestatteten, möge durch besondere Aufmerksamkeit auf deren Werke herzlich gedankt sein.



Radierung von Herm. Dyck

Herrengunst, Aprilenwetter,
Frauenlieb und Rosenblätter,
Karten, Würfel und Federspiel
Verkehren sich oft, wer's glauben will!

Mehr als einmal hat mir die Ungunst der Zeiten Plan, Teilung, Text, Aufbau und vor allem die Bilderliste des ganzen Künstlerbuches umgeworfen. — Sei es so, wie es nun gestaltet werden konnte, ein Mahnruf zum Schauen und zum Sammeln künstlerischen Gutes heimatlicher Sitte und Art.
Es will nur erster Wegweiser sein — nicht Erfüllung.

Radierung von Brennhäuser

ABERGLÄUBISCHES BEI BRAUTLEUTEN UND HOCHZEITERN IN BAYERN

Wenn eine Braut im Finstern ihren Einzug hält, dann werden alle Winkel ihres Hauses voll sein.

*

Wenn eine Frau oder Magd ihr Strumpfband auf der Gasse verliert, so ist's ein Zeichen, daß ihr Mann oder Liebster ihr nicht getreu ist.

*

Wenn eine Braut abgeholt wird, soll sie keinen Umweg machen, sonst wird sie kein Glück haben.

*

Wenn ein Bräutigam seiner Braut ein Buch kauft oder schenkt, so wird dadurch die Liebe verblättert.

*

Wer von seiner Hochzeit Brot aufbewahrt, dem geht das Brot nie aus.

*

In dem nämlichen Jahr soll man nicht zwei von seinen Kindern verheiraten, sonst haben sie kein Glück.

Wenn Brautleute bei ihrer Trauung am Altare ganz nahe beieinander stehen, so bedeutet's eine gute Ehe.

*

Eine Braut soll nicht in der zwölften Mittagsstunde ihren Einzug halten, sondern entweder vorher oder nachher.

*

Weibspersonen, die beim Waschen nasse Schürzen bekommen, kriegen einst einen Säufer zum Manne.

Hackbrettspieler, Zeichnung von L. Quaglio

ICH UND DU

von Friedrich Hebbel

Wir träumten voneinander
Und sind davon erwacht,
Wir leben, um uns zu lieben,
Und sinken zurück in die Nacht.

Du tratst aus meinem Traume,
Aus deinem trat ich hervor,
Wir sterben, wenn sich eines
Im andern ganz verlor.

Auf einer Lilie zittern
Zwei Tropfen, rein und rund,
Zerfließen in eins und rollen
Hinab in des Kelches Grund.

★

88-BZ1789

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01716 4902